

Die Abendschule.



In Sicherheit.

LOUIS LANGE PUBLISHING COMPANY, - - St. Louis, Mo.

Das Buch vom gesunden und kranken Menschen.

Von Dr. C. E. Koch,

weiland Professor der pathologischen Anatomie in Leipzig.

990 Seiten Text.

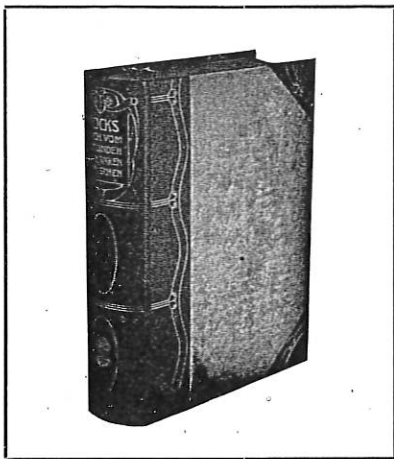
Siebzehnte, vollständig umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Mit 145 künstlerisch ausgeführten Abbildungen und 6 prächtigen farbigen Einlagen.

Neu bearbeitet von Medizinalrat Dr. W. Camerer.

In Halbfranz elegant gebunden.

Preis \$2.50 und 35 Cents Porto.



In diesem meisterhaften Prachtwerke wird die gesamte Heilkunde in klarer, leichtfaßlicher und vollstündlicher Darstellung gemeinverständlich gemacht. Es ist das hervorragendste Hausbuch der Gesundheitspflege und unterrichtet den Laien über den Bau des menschlichen Körpers und seine Organe, sowie über deren Verrichtungen; es erläutert die Ursachen der Krankheit und deren Verlauf; es gibt Rathschläge für die erste Hilfe bei Unglücksfällen und plötzlichen Erkrankungen; es belehrt über eine vernünftige, naturgemäße Pflege des Körpers in gesunden und kranken Tagen und zeigt die Mittel zur Erhaltung der Gesundheit und zur Verhütung von Krankheiten.

Jeder Leser, der sich dieses wertvolle Hausbuch der Gesundheitspflege anschafft, wird sich über dieses staunenswert billige, in jeder Beziehung künstlerisch ausgestattete Prachtwerk freuen, und es wird ihm bald unentbehrlich sein.

Louis Lange Publishing Co.,

ST. LOUIS, MO.

Alle sind hoch entzückt, die unser Pult bekommen!

Dieser sanitäre Schreibtisch ist eine außerordentliche Prämie der „Abendschule“, ein Prachtmöbel für jedes Studier- und Arbeitszimmer.

Er ist aus schwerem, solidem Eichenholz, besitzt eine große, breite, 30 Zoll tiefe Platte zum Schreiben, hat auch auf jeder Seite drei große Schiebladen, ferner oben sechs kleine, zwei größere Schiebladen und verschiedentliches Fächerwerk; ein Rollvorhang verschließt das ganze Pult samt Schiebladen. Als sanitärer Schreibtisch ruht er auf metallenen Unterfüßen. Das Gewicht des Pultes ist etwa 200 Pfund.

Der Preis dieses Pultes ist netto \$42.00. Wir geben es als Prämie für 22 neue Leser.



Für 22 neue Leser.

Herr Pastor E. Gehrke, Wafesfield, Mebr., schreibt: „Schon seit vielen Jahren bin ich glücklicher Besitzer Ihrer Prämie, eines schönen, soliden Schreibpultes. Und seit einer Woche nennt meine Frau die andere Hauptprämie, eine Nähmaschine, daran der Name prangt: „Abendschule“, ihr Eigentum. Wir sagen Ihnen den besten Dank. Beide können sich in jedem Haushalte sehen lassen. Und dabei haben wir die Genug-tuung: mit der „Abendschule“ haben wir den Lesern insofern einen Dienst erwiesen, als wir ihnen zu gesunder, schmackhafter Lektüre und Belehrung verholfen haben.“

G. F. Stolz, Wittenberg, Mo.: „Das Pult habe ich in gutem Zustande erhalten. Meinen herzlichsten Dank für die Prämie! Ich bin völlig damit zufrieden. Nur ist es mir unbegreiflich, wie Ihr eine solche wertvolle Prämie für nur 22 neue Leser hergeben könnt. Hoffentlich werden sich noch eine Anzahl bemühen, ein solches Pult zu erlangen. Ferner möchte ich noch meinen innigsten Dank an alle Leser, die mir zu dieser Prämie behilflich waren, hiermit aussprechen.“

Lehrer R. S. Brüsehoff, Calvary, Wis.: „Das Pult ist in gutem Zustande angekommen. Besten Dank! Die Einrichtung ist vortrefflich, so die ganze Arbeit

daran. Möge es noch vielen Lesern der „Abendschule“ vergönnt sein, ein solches Pult zu verdienen!“

R. E. Leuz, Youngstown, O., schreibt: „Ich erhielt das Schreibpult und bin mehr als zufrieden damit. Ich verstehe nur nicht, wie die „Abendschule“ für das Sammeln von 22 Lesern, das mir eine geringe Mühe war, eine solche prachtvolle Prämie geben kann.“

Lehrer S. W. Schröder, Danville, Ill., schreibt: „Das Schreibpult, die Prämie für 22 neue Leser der „Abendschule“, ist in gutem Zustande angelangt. Ich kann mich nicht genug wundern, daß Sie ein solches Pult, ein Pult erster Qualität, nach modernster Bauart gebaut, als Prämie für 22 neue Leser verabreichen. Gewiß würde mancher Kollege sich um ein Pult bewerben, wenn er mein Pult sähe! Das Pult ist der „Abendschule“ ebenbürtig an Qualität, Ausstattung u. s. w. Möge noch mancher Kollege eine große Freude durch Erwerbung der Prämie für 22 neue Leser sich bereiten.“

Pastor S. Krieger, Virginia, Minn.: „Schreibpult erhalten. Es ist ganz herrlich! Ich bin erstaunt, hatte so etwas nicht erwartet. Wie können Sie nur eine solche Prämie für 22 neue Leser geben? Das geht über meinen Horizont. Vielen Dank!“

LOUIS LANGE PUBLISHING CO., - - - ST. LOUIS, MO.

Die „Abendschule“, ein illustriertes Familienblatt, mit der Abteilung „Frauenkreis“, erscheint alle zwei Wochen in 40–52 Seiten starken Hefen (26 Hefen im Jahrgang) zu \$2 das Jahr. Abonnenten können jederzeit eintreten. Adressveränderungen sollten zwei Wochen vor Umzug gemeldet werden; man teile die alte sowie die neue Adresse mit.

Jahrgang 64.

Heft 5.

Die Abendschule.

St. Louis, Mo., Donnerstag, den 27. September 1917.

Die „Abendschule“ ist in der ganzen Welt verbreitet und kostet nach dem Ausland \$2.50 portofrei. Probenummern werden auf Verlangen gratis gesandt. Alles Geschäftliche, Bestellungen, Gelder, Manuskripte u. s. w. sind zu senden unter der Adresse: **Conta Page Publishing Co., 3600–3610 Texas Ave., St. Louis, Mo., U. S. A.**

Aus der Zeit für die Zeit.

Schule und Sprache.

In neues Schuljahr hat in diesen Tagen für alle Schulen und Lehranstalten des Landes, groß und klein, hoch und niedrig, angefangen. Mit neuem Eifer beginnt allenthalben die Pflege des Geistes, des Wissens und Könnens. In die Kriegszeit hinein mahnt sehr löblich sogar das Bundesamt für Erziehung: „Für den Schutz unserer Knaben und Mädchen gegen die Versuchung, in Fehltritte vieler Arten zu verfallen, und um sie für das Lebenswerk und die Pflichten und Verantwortlichkeit des Bürgertums vollständig vorzubereiten, ist es von äußerster Wichtigkeit, daß unsere Schulen während des Krieges sowohl in Bezug auf Besuch als auch in Bezug auf den Unterricht in voller Leistungsfähigkeit erhalten werden, und alles mögliche sollte geschehen, um ihre Leistungsfähigkeit in jeder dieser Beziehungen zu vermehren.“ In diesen Worten ist die Erkenntnis ausgesprochen, daß die Schule nicht bloß eine Lehr- und Unterrichts-, sondern auch eine Erziehungsanstalt ist. Die Schule, ob hohe oder niedere, soll, wenn sie recht ist, nicht nur in den Wissenschaften, den grundlegenden oder elementaren wie in den fortbildenden oder höheren, unterweisen, nein, sollen „unsere Knaben und Mädchen gegen Versuchungen und Fehltritte vieler Arten Schutz“ finden, und sollen sie ferner „für das Lebenswerk und die Pflichten und Verantwortlichkeit des Bürgertums vollständig vorbereitet“ werden, so muß die Schule vor allen Dingen eine Pflegetätte der rechten Erziehung sein. „Es teilt sich die Schule“, schreibt einer der größten Philosophen aller Zeiten, Hegel, der Wahnbrecher der neueren Weltanschauung, „mit der Familie in das Leben der Jugend. Durch das gemeinschaftliche und übereinstimmende Handeln der Lehrer und der Eltern kann allein etwas Wirkames zustande kommen.“ Diese Worte würdigen, wie jene oben, wenngleich sie die erzieherische Seite der Schule stark betonen, Schule und Jugend doch nur für das irdische Leben. Ungleich höher bewertet der Schöpfer des Himmels und der Erde jedes Kind! Als einst, wie das Evangelium am St. Michaels-Tage (29. September) erzählt, Jesus von seinen Jüngern gefragt wurde: „Wer ist doch der Größte im Himmelreich?“ tat er nichts anderes als daß er ein Kind zu sich rief, es mitten unter sie stellte und sprach: „Wahrlich, ich sage euch, es sei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen. Wer nun sich selbst niedriget, wie dies Kind, der ist der Größte im Himmelreich. Und wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.“ Er setzt sogar hinzu: „Wer aber ärgert dieser Geringsten einen, die an mich glauben, dem wäre besser, daß ein Mühlstein an seinen Hals gehängt und er eräuft würde im Meer, da es am tiefsten ist.“ Und weiter mahnt er: „Sehet zu, daß ihr nicht jemand von diesen Kleinen verachtet. Denn ich sage euch, ihre Engel im Himmel sehen allezeit das Angesicht meines Vaters im Himmel.“ Fürwahr, wo eine Schule und ein Elternhaus diese Worte neben jenen obigen recht abwägt, da kann es an der einzig richtigen Erziehung der Jugend für dieses und für das zukünftige Leben nicht fehlen. Gerade damit aber sind die christlichen Gemeindeschulen und kirchlichen höheren Lehranstalten recht gezeichnet! Es sind zumeist die Schulen und Anstalten deutscher Gemeinden, und in ihnen ist größtenteils die deutsche Sprache das Unterrichtsmittel. „Deutsche“ Schulen nennt man sie daher vielfach kurzweg. Aber hat sich denn nicht eben jetzt durchs ganze Land hin ein Ausrottungssturm erhoben gegen die deutsche Sprache? Er tobt zwar noch nicht so direkt wie vor zwei Jahrzehnten gegen die deutsche Schule, wohl aber seht er mit aller Heftigkeit gegen die deutsche Sprache, deutsche Zeitungen und Zeitschriften unseres Landes ein und streift so sowohl

die öffentlichen als auch diese Schulen, ja, mag sie auch noch wieder geradezu treffen. Was ist nun die Folge? Von den öffentlichen Staatsschulen vieler Städte, in denen bisher deutscher Unterricht gegeben wurde, wird teils berichtet, daß Jung-Amerika weniger als je deutsch lernen will, teils auch, daß der Schulrat bereits den deutschen Unterricht abgeschafft hat. Und in kirchlichen Kreisen kann man es von englisch radebrechenden Eltern hören: „Wir verstehen zwar eine deutsche Predigt noch viel besser als eine englische, aber wir haben uns entschlossen, unsere Kinder ganz englisch unterrichten zu lassen und nur noch englisch mit ihnen zu sprechen.“ Nun ist es ja wahr, die Zeit, da man, wie einst in Milwaukee, in Ladensfenstern Aufschriften las: „Hier wird auch englisch gesprochen!“ sind für immer vorüber. Es ist und bleibt ferner wahr: Der englischen Landessprache soll und muß in allen unsern Schulen der erste Platz eingeräumt werden. Es ist endlich auch dies wahr: In der englischen Sprache läßt sich ebenfogut Gott anbeten und dienen wie in der deutschen, und Gottes Ohr hört jede Sprache der Menschheit an! Aber das sind doch keine Argumente gegen die deutsche Sprache und die deutsche Schule! Sollen wir nun andererseits des längeren darlegen, daß gerade die deutsche Sprache in gründlichem Wissen sowohl wie in umfassender Literatur, beides geistlicher und weltlicher, die reichste Sprache auf Erden ist? Ein Schweizer Blatt führte dieser Tage die Gesamtzahl aller Bücher an, die in den letzten drei Jahren in Deutschland, Frankreich, Großbritannien und den Vereinigten Staaten erschienen sind, und konstatierte, daß die Zahl der deutschen Bücher so groß ist wie die der andern zusammengekommen! Sollen wir darlegen, daß man eine Sprache, zumal die deutsche, gar nicht ausrotten und ausmerzen kann, wie die Deutschen selbst es in Polen erfahren mußten, die Russen in Finnland und den Ostseeprovinzen, die Österreicher in Böhmen; daß gerade die deutsche Sprache mit Bibel, Katechismus und Kirchenliedern ganz unvergleichliche Kleinodien besitzt; daß Eltern, die ihre Kinder nicht deutsch lernen lassen, ihnen damit nicht nur das beste irdische Erbe rauben, sondern sie auch zu ärmeren — nicht zu besseren — Amerikanern machen, weil die Kenntnis mehrerer Sprachen den Verstand schärft, neue Welten eröffnet und zu vielseitigerer Bildung verhilft? Das alles sind alte, wohlbekannte Argumente, die indes auch heute nichts von ihrer überzeugenden Beweisraft eingebüßt haben. Aber vielleicht ist der im Strudel der Zeit auf beiden Augen geblendete mitfortgerissene Deutschamerikaner einem Argument, das echt englisch ist, am zugänglichsten. Im Julihefte der „English Review“ kommt der Verfasser eines „Die Erziehungsfrage“ betitelten Aufsatzes zu folgenden Schlüssen: „Nach Beendigung des Krieges werden wir in einer Welt leben, die wenigstens 100,000,000 Deutsche enthält. Wir können infolgedessen deutsche Wissenschaft ebensowenig außer acht lassen wie deutsche Kriegskunst, deutschen Handel und deutsche Industrie. Nichts sollte uns verhindern, diese deutschen Errungenschaften auszunutzen. Das würde Torheit sein, und zwar eine Torheit, deren sich die Deutschen jedenfalls nicht schuldig machen werden. Die internationalen Beziehungen werden sich nach dem Kriege viel intimer gestalten, im Laufe der Zeit auch mit den Deutschen. Darum müssen wir Engländer in Zukunft französisch, deutsch, italienisch und spanisch viel intensiver lernen als bisher! Von Jahr zu Jahr wird die Notwendigkeit für den Studierenden der Geschichte, Philosophie oder Theologie, französisch, deutsch oder italienisch lesen zu können, dringender werden, und alle Studenten sollten darauf sehen, diese Sprachen nicht bloß lesen, sondern auch sprechen zu lernen. Der moderne Engländer ist mit dem alten Griechen zu vergleichen; er bringt den größten Teil seiner Zeit im Freien zu

und spricht bloß seine eigene Sprache. Diese Unkenntnis moderner Sprachen stellt eine der größten Lücken im englischen Erziehungswesen dar! Von Wales und dem schottischen Hochland her wissen wir, wie hoch der Wert der Doppelsprachigkeit einzuschätzen ist. Kinder erlernen eine fremde Sprache fast mühelos; denn in jugendlichem Alter ist das Gehirn ebenso leicht an neue Worte und fremden Klang zu gewöhnen wie die Zunge. Außerdem würde die Einführung in eine fremde Anschauungsweise eine wertvolle Beihilfe zur Ausmerzung gewisser tiefeingewurzelter bigotter Vorurteile sein." Gleichzeitig melden Nachrichten, daß auf vielen deutschen und österreichischen Universitäten schon jetzt nicht nur dem Unterricht in der englischen, spanischen und französischen Sprache vermehrte Aufmerksamkeit zugewendet wird, sondern auch der Unterricht in Sprachen der Balkanvölker eingeführt worden ist, dem sich ein Studiengang völkischer Art anschließt. Kurz, mit dem „Kann nit verstahn“ wird man immer weniger in der Welt vorankommen. Besser aber noch wollen wir uns in das schöne „Betpälmelein der Eltern für ihre Kinder“ des M. Jos. Wegelin vertiefen:

Nach Gott, laß dir befohlen sein
In diesen bösen Zeiten
Mein liebsten Schatz, die Kinderlein,
Für sie zum Guten leiten!
Gar bald die Jugend ist verführt,
Ja, bald ein Altes sich verirrt
In diesen bösen Zeiten.

Dir, mein Gott, ich erziehe sie
In deiner Furcht und Kreue;
Schaff, daß kein Arbeit, Sorg' und Müß'
Inständiglich mich gereue,
Sondern vielmehr in Ewigkeit
Meiner Kinder Gottseligkeit
Inniglich mich erfreue.

Von und hinter den Fronten.

Rußland hält die Welt in Spannung: Tag um Tag ändert sich das Bild seiner inneren Wirren. General Korniloff, zum Oberkommandierenden berufen, verlangte Diktatorgewalt, empörte sich gegen Premier Kerensky, zog mit einem Heere gegen St. Petersburg, und eine neue Revolution war da! Aber so drohend sie heranzollte, so schnell zerbröckelte sie. Korniloffs kampfesüchtige Truppen wollten ihre Brüder erst recht nicht bekämpfen, er selbst wurde gefangen genommen und steht nun seinem Prozesse entgegen. Ueber die Hauptstadt wurde der Belagerungszustand verhängt und General Aleksebowski zum Oberbefehlshaber ernannt. Am 15. September proklamierten Premier Kerensky und Justizminister Paroudni mit Namensunterschrift „die russische Republik“, aber die Wahl der Verfassungsversammlung wurde bis zum 12. November verschoben. Die Deutschen, die in der Schlacht bei Riga 8,900 Gefangene und 325 Kanonen erbeuteten, besetzten inzwischen auch Dünaburg, wo ihnen 40 Kanonen in die Hände fielen, und überschritten den Unterlauf des Flusses Na, wo ihnen jedoch die Russen die Ortschaften Kronberg, Reiken und Sisseral wieder entrißen. Furchtbar hartnäckig kämpften Italiener und Österreicher in der tagelangen 11. Sonzo-Schlacht. Die Italiener wollten 30,000 Gefangene gemacht haben und eroberten einen Abhang und Gipfel des Monte San Gabriele, aber, wie Wien meldet, unter schrecklichen Verlusten: 250,000 Toten und 20,000 Gefangenen. Die Kämpfe in Frankreich und Belgien waren von geringerer Bedeutung und von wechselndem Glück. Die großen Schiffe „Delphic“, „Middlesex“, „Minnehaha“ und „City of Corinth“ fielen Tauchbooten, das italienische Flaggschiff „Umberto I.“ einer Mine zum Opfer. In Frankreich stürzte das Ministerium Ribot, und mit Schwierigkeiten brachte Professor Painlevé ein neues Kabinett zustande, mit Ribot als Minister des Auswärtigen. Bulgarien wurde durch den Tod der Königin Eleonore in große Trauer versetzt. Die bewaffnete Macht der Vereinigten Staaten betrug am 6. September, wie dem Kongreß mitgeteilt wurde, 1,074,146 Offiziere und Mannschaften, und einstimmig nahm der Senat eine Kriegskreditvorlage in der Gesamthöhe von \$11,538,000,000 an.

Rußland und der Kriegsbeginn.

In St. Petersburg mußte sich Rußlands früherer Kriegsminister, Soukhomlinow, gegen die Anklage verteidigen, sein Vaterland verraten und verkauft zu haben. Wie einst die Franzosen nach dem Kriege von 1870–71 in dem Marschall Bazaine den Sündenbock erkannten, wie dem General Stöckel für den Fall Port Arthur die Schuld beigemessen wurde, so wird jetzt Soukhomlinow für die Herbeiführung dieses schrecklichen Krieges verantwortlich gemacht. Die

Bedeutung dieses Prozesses ragt infolge der Enthüllungen und Aussagen der angesehensten Zeugen weit über Europas Grenzen hinaus, und es ist bezeichnend, daß Rußland selbst den Urheber des Krieges in der eigenen Mitte findet und bloßstellt. Diese gerichtlichen Feststellungen, meldet Berlin, bestätigen, daß die deutsche Regierung bis zum letzten Augenblick den Ausbruch des Völkerkrieges zu verhindern gesucht hat. Auch der Zar erscheint in günstigerem Lichte, denn unter dem Einflusse der glühenden Friedensappelle des deutschen Kaisers war er bereit, eine Demobilisierung der zusammengezogenen Armee anzuordnen, und erließ dahingehende Befehle, doch wurde deren Ausführung durch „ein paar Verbrecher, die den Zaren anlogen“, verhindert. Für wie gewichtig die deutsche Regierung die Aussagen Soukhomlinows und des früheren russischen Generalstabschefs General Januschewitsch erachtet, ergibt sich aus den Äußerungen des Reichskanzlers Dr. Michaelis, der u. a. sagte: „Diese Aussagen sind geeignet, vollständig die Legende zu zerstören, daß Deutschland am Ausbruch des Krieges schuld gewesen sei, und sie werden, wenn ihre Veröffentlichung im Auslande gestattet wird, die öffentliche Meinung zwingen, ihr Urteil über Deutschland zu berichtigen.“ Der Zar vertraute seinem Kriegsminister „so selbstsicher“, versicherte ein Zeuge treuherzig, „daß kein Mensch in Rußland den Zaren über die wahre Sachlage aufzuklären vermochte.“ „Der Augenblick“, sagt nun der deutsche Kanzler weiter, „in dem diese Enthüllungen gemacht werden, ist um so günstiger, als wir soeben Kenntnis erhielten von der amerikanischen Antwort auf des Papstes Friedensnote. Die amerikanische Regierung hatte offensichtlich keine Kenntnis von dem Verlaufe der Verhandlungen gegen den General Soukhomlinow. Sonst würde ihr Urteil gewiß wesentlich anders ausgefallen sein.“ Dieser Schlusssatz ist erquickend: noch immer

spricht sich in Deutschland das gute Vertrauen auf Amerikas sprichwörtliche „fairness“ und Gerechtigkeitsliebe aus. Wo aber Vertrauen Platz greift, darf da nicht die Hoffnung grünen, daß der Weg zur Verständigung, zur Beendigung des Völkermordens, zu Friede und Freundschaft bald gefunden werden möge?



Das Dumagebäude in St. Petersburg.

Die Kohle und der Krieg.

Jetzt wird die Kohlenfrage im Weltkriege von mindestens ebenso großer Bedeutung wie die Nahrungsvorsorgung, nicht nur für die kriegführenden, sondern auch für die neutralen Länder Europas. Vor dem Kriege waren England und Deutschland die beiden großen Kohlenproduzenten, jenes förderte 1914 297,000,000, dieses 270,000,000 Tonnen. Seit Deutschland Belgiens und Frankreichs Kohlengruben in Beschlag hat, trat an England je länger desto mehr die Anforderung, den Ausfall seiner Alliierten zu decken und besonders auch Italien zu versorgen, das früher seinen Kohlenbedarf aus Deutschland bezog. Durch die zerstörende Tätigkeit der deutschen Tauchboote, die bereits Hunderte von Kohlenschiffen versenkten, wird diese Aufgabe immer schwerer. Schon letzten Winter froh Paris, die Kohlenpreise stiegen auf \$60 die Tonne, und in Frankreich wie in Italien mußten viele Fabriken schließen. Jetzt sind aber infolge des Ausbleibens englischer Kohle und des amerikanischen Embargos auch die neutralen Länder — weder in Holland noch Dänemark, Schweden und Norwegen gibt es eine eigene Kohlenindustrie — auf die Kohlenversorgung Deutschlands angewiesen. Ohne diese Zufuhr werden Fabriken und Verkehrswegen ins Stocken geraten, die Beleuchtungsanlagen den Dienst einstellen, die Menschen der Härte des nordischen Winters preisgegeben. Deutschland knüpft aber jetzt an die Kohlenversorgung gewisse Bedingungen. Die deutsche Kohle wird heute nicht wie zu Friedenszeiten einfach gegen Barzahlung exportiert, sondern das Land, welches sie bezieht, muß sich zu wertvollen Gegenleistungen verpflichten, es muß Produkte der Landwirtschaft, Viehzucht, Milchwirtschaft, Fischerei und Gewerbe liefern und Deutschlands Not wesentlich lindern helfen. Amerika allein könnte den Neutralen — abgesehen vom Embargo — helfen; es darf aber dann nicht an Transporten fehlen, und die Kohlenpreise hier sollten nicht noch recht emporsteigen und alle andern Waren mit verteuern. Jedenfalls wird die Kohle, wenn der Krieg noch den vierten Schredenwinter dauert, ein entscheidendes Wort mitsprechen.

Die Regierung wird für ihr neuestes Schiffsbauprogramm den vollen Beifall des amerikanischen Volkes finden. Erst sollten ja hölzerne, dann stählerne, beides kleinere, Schiffe in Auftrag gegeben werden; dem jetzigen Plane zufolge sollen schnellst 150 Stahldampfer von 12,000 Tonnen Gehalt und mit einer Fahrgeschwindigkeit von mindestens 16 Knoten entstehen. Hierzu wird aus Washington weiter gemeldet: „Danke der Herstellung einer großen Flotte leistungsfähiger Handelsschiffe, die nach Tonnengehalt und Fahrgeschwindigkeit befähigt sind, den Wettbewerb mit irgendwelchen britischen und französischen Schiffen aufzunehmen, werden die Vereinigten Staaten nach dem Kriege eine wichtigere Stellung einnehmen in der Weltschifffahrt. Es ist die Absicht und die Hoffnung der Administration und des Shipping Board, Amerika nach dem Kriege zu einer der großen Handelsmächte zu machen, befähigt, mit irgendeiner Nation den Wettbewerb in der Auslands- und Küstenschifffahrt aufzunehmen.“ Das ist die Hauptsache! Denn der Krieg liegt im Sterben, und es gilt, die großen Fragen und Aufgaben nach dem Kriege schon heute ins Auge zu fassen. Amerika ging nicht selbstsüchtigen Gewinnes wegen in den Krieg; das schließt aber nicht aus, daß es Gewinn und Vorteil daraus ziehe, wo sich solcher bietet, daß es seine besten Interessen mißachte und auf Befriedigung seiner dringendsten Bedürfnisse verzichte. Eine große leistungsfähige Handelsmarine nach dem Kriege ist eins der dringendsten Bedürfnisse Amerikas, und die besten Interessen des Landes fordern, daß ihm soweit irgend möglich Rechnung getragen werde.

Wucher und Schmutzgewinn.

Betäubend muß es für jeden vaterlandsliebenden Bürger gewesen sein, Tag um Tag von dem Eifer zu lesen und zu hören, mit dem die Mehrheit im Bundesenate die Hochbesteuerung der Wucherprofite aller Kriegsmaterial-Lieferanten abwies. Wenn Tausende der in die Uebungslager ziehenden Jungmannschaft ihre Arbeitsstellen und ihre Lebensaufbahn opfern, wenn sie mit ihrem Leibe und Blute den Kongreßbeschuß, daß Krieg sein soll, besiegeln, so nehmen die Herren vom „Millionärsklub der nationalen Volksvertretung“ das alles als etwas ganz Selbstverständliches hin. Denn unter der Herrschaft des Kapitalismus ist „das Leben der Güter höchstes längst nicht“. Geld ist es! Dem Profit, dem Wucher Schaden zuzufügen, ist eine Sünde, die nicht zu dulden! Kleine Aberlässe gestattet man allerdings, aber weiter zu gehen, dem Kapital zuzumuten, sich gleichfalls zu opfern fürs Vaterland, ihm zu befehlen, wenigstens auf allen Wucher und Schmutzprofit (turpe lucrum, wie schon Karl der Große alles nannte, „was mehr empfangen als gegeben“ wurde) aus den Kriegslieferungen zu verzichten — nein, das geht nicht an! Nun, auch wir sind nicht dafür, daß man die Kriegslieferanten und Warenvertreuer extra besteuern soll, weder hoch noch niedrig, und sie damit lizenziert. Es sollte ihnen überhaupt kein Wucherprofit gestattet sein! Der Staat sollte, wenn er Krieg führt, das Kapital geradezu zwingen, ihm Dienst zu tun, wie jene Bürger, von denen er verlangt, daß sie Waffen tragen. Man hat den Weizenpreis festgesetzt; warum können nicht ebenso gut auf Munition und Waren feste rechtmäßige Preise gelten? Wie heute die fortgeschrittene Zeit über so manche Ungeheuerlichkeiten früherer Jahrhunderte entsetzt, so wird und muß auch der Tag kommen, an dem eine regenerierte Menschheit sich darüber wundern wird, daß die Demokratien unserer Tage es zuließen und duldeten, wie das Kapital auf so vielerlei Weise aus dem Kriege Schmutzgewinne zog.

„National Safety Congress“.

„Je mehr Männer im Kriege arbeitsunfähig werden, desto wichtiger wird es, Leben und Gesundheit der in industriellen Betrieben tätigen Arbeiter zu schützen.“ Dieser Parole Folge leistend, tagte in New York ein „National Safety Congress“, verbunden mit einer Ausstellung von Sicherheitsvorkehrungen. Während des letzten Jahres, so wurde dargelegt, fanden in den Vereinigten Staaten durch „industrielle“ Unfälle 22,000 Arbeiter den Tod, und 1,500,000 Personen erlitten Verletzungen, 10% hiervon so gefährlicher Art, daß sie dauernd erwerbsunfähig bleiben werden. Die Unfälle verursachten einen Geldverlust von \$600,000,000, und dieser muß von den Fabrikanten direkt oder indirekt auf die Produktionskosten geschlagen werden. „Mindestens 70% der industriellen Unfälle“,

erklärte der Hauptredner, sind vermeidbar. Die hier vertretene Bewegung stellt daher einen Schritt in höchst beachtenswerter Richtung dar.“ Ein anderer Redner wies nach, daß durch planmäßige Sicherheiten im Jahre 1916 das Leben von mindestens 5,000 Arbeitern gerettet wurde. Der Kongreß war von etwa 3,000 Delegaten, darunter sich viele „Safety Experts“ befanden, und aus fast allen Staaten unseres Landes und auch mehreren fremden Ländern besetzt. In der „Nationalausstellung für Sicherheit und Gesundheitspflege“, die im Grand Central Palace stattfand, waren die neuesten Vorrichtungen zur Verhütung von Unfällen, gegen Feuergefahr und zur Herbeiführung sanitärer Zustände in allen Fabrikräumen zusammengetragen.

Briefe nach Ländern der Mittelmächte.

Jetzt hat unsere Regierung einen beschränkten Briefverkehr mit Personen in den Ländern der Mittelmächte gestattet. Deutsche Zivil- und Militärgefangene, deutsche Zivilisten, die nicht als Gefangene angesehen werden, und Bürger unseres Landes, die Angehörige drüben haben, dürfen jetzt wieder brieflich mit dortigen Freunden und Verwandten durch die Vermittlungsstelle des internationalen Roten Kreuzes in Genf verkehren, nachdem sie durch Aufhebung des Postverkehrs mit Deutschland und seinen Verbündeten seit Monaten von ihren Lieben vollständig abgeschnitten waren. „Die Regierung der Vereinigten Staaten beabsichtigt, diesen unnötigen Leiden abzuheilen“, sagt die Erklärung. Anfragen nach Personen sollten an das „Bureau of Communication“ in Washington, D. C., gerichtet werden und können deutsch, englisch, französisch, italienisch, russisch, polnisch, ungarisch, türkisch oder griechisch geschrieben sein. Sie dürfen nur persönliche Angelegenheiten behandeln, und über das Wohlergehen ein und derselben Person darf nicht öfter als einmal in sechs Wochen angefragt werden. Es darf nur eine Seite beschrieben werden, man muß sich ganz kurz fassen und genügend Porto für Rückantwort beilegen. Ein Formular, welches die Fragen enthält, wird dann nach Genf und von dort an das deutsche Rote Kreuz gesandt werden, welches die Antwort durch die gleichen Kanäle hierher befördert.

Kriegserörterung in deutscher Sprache untersagt.

Am 12. September nahm der Bundesenate die „Handel mit dem Feinde“-Vorlage an, die schon im Juli vom Repräsentantenhaus einstimmig gutgeheißen wurde. Einer der Paragraphen betrifft alle Blätter in deutscher Sprache und lautet: „Daß während des gegenwärtigen Kriegszustandes und bis der Friedensschluß durch Proklamation des Präsidenten bekannt gemacht ist, es für jedermann ungesetzlich sein soll, in der deutschen Sprache Kommentare über die Regierung der Vereinigten Staaten oder über irgendeine Nation, mit der Deutschland Krieg führt, über ihre Politik, internationalen Beziehungen, Kriegsführung oder darauf bezügliche Angelegenheiten zu veröffentlichen, ohne in einer Parallelspalte eine wahre und vollständige Uebersetzung des Kommentars in englischer Sprache zu drucken. Jede Veröffentlichung in der deutschen Sprache, die sich den Bestimmungen dieses Paragraphen nicht anpaßt, soll nicht zur Postbeförderung zugelassen werden, und es soll für jedermann ungesetzlich sein, dieselbe zu transportieren, auszutragen oder sonstwie zu verbreiten. Wer den Bestimmungen dieses Paragraphen zuwiderhandelt, soll im Falle der Ueberschreitung mit einer Geldbuße von nicht über \$500 oder mit Freiheitsstrafe von nicht über einem Jahre belegt werden, oder mag nach dem Ermessen des Gerichts mit Geldstrafe und Freiheitsstrafe belegt werden.“ Senator Ring von Utah, der Urheber dieses Zwangsgesetzes, befürwortete es als einen „Raum für die Wipern in unserer Mitte, die Unfrieden stiften wollen“. Das sind höchst ernste Worte! Unsere Regierung hat den Krieg erklärt, und sie hat das Recht dazu und trägt auch die Verantwortung. Gegen die Regierung zu agitieren, ist von keiner Seite zu dulden, sie heiße, wie sie wolle. Die Lehre des Heilandes: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit!“ gilt gewiß erst recht in einer Zeit wie dieser, und die Liebe zu Amerika muß in diesem Kriege allemwege bei der Presse wie bei ihren Lesern obenan stehen. Wie patriotisch haben sich doch sonst immer die Deutschamerikaner und ihre Presse gezeigt, und heute sollte ihnen das Hemd nicht näher sein als der Rock, die Gattin nicht lieber sein als die Mutter? In jedem Christen Hause aber steigt das Gebet für die Obrigkeit um so fleißiger aus Herz und Mund empor zu Gottes Thron in höchster Zeit! w.

Die Schlacht bei Cressy.

(26. August 1346.)

Für die „Abendschule“ von J. A. Weisshaar.

Man braucht kein besonders großes Maß von kritischem Scharfblick zu besitzen, um beim Hineinschauen in die Weltgeschichte zu der Erkenntnis zu kommen, daß Freundschaften und Feindschaften zwischen den Völkern selten festen Bestand haben. Bündnisse, auch wenn sie noch so feierlich geschlossen, selbst beschworen waren, und andererseits Feindschaften, die tiefgewurzelt und unausrottbar schienen, gingen schneller oder langsamer, je nach den Umständen, in das Gegenteil über.

So ist es denn auch nicht nur nicht ausgeschlossen, sondern sogar wahrscheinlich, daß die Bündnisse und Allianzen in dem gegenwärtigen Kriege sich vielleicht gar schnell wieder auflösen und im Laufe der nächsten Jahre ganz anders gruppieren werden. Die gegenwärtige dicke Freundschaft zwischen England und Frankreich ist noch recht frisch und jung, gleichsam wie ein Rädchen, das erst kürzlich aus der Schale geschlüpft ist; und es ist sehr fraglich, ob diesem Rädchen ein langes Leben beschieden sein wird. In Wirklichkeit waren die Franzosen und Engländer von Wilhelms des Eroberers Zeiten an bis auf Eduard VII. alles andere eher als gute Freunde und Nachbarn. Man wird überhaupt in der Weltgeschichte kaum zwei Völker finden, die länger und bitterer gegeneinander gekämpft haben als gerade diese beiden. Sie betrachteten sich gegenseitig jahrhundertlang sogar als Erbfeinde.

Wenn nun in dem Nachstehenden einige Einzelheiten aus der Schlacht bei Cressy gegeben werden, so ist damit nur ein Ereignis aus der endlosen Reihe blutiger Konflikte zwischen Franzosen und Engländern herausgegriffen.

Man schrieb 1346. Auf Englands Thron saß der tatkräftige König Eduard III. Von Mutterseite als Sohn der berühmten Isabella, der Vorgängerin in der Unmoral der neuzeitlichen spanischen Isabella, war er ein Enkel Philipps des Schönen von Frankreich, des Zerstörers des Templer-Ordens. Derselbe hatte bei seinem Tode keine männlichen Erben hinterlassen, sondern nur etliche Töchter. Nach dem „Salischen Recht“, das noch von den alten Franken her in Frankreich Geltung hatte, waren aber Töchter nicht zur Thronfolge berechtigt. Die Krone ging daher auf einen Bruderssohn des schönen Philipp, auf Philipp von Valois, über. Sogleich erhob Eduard von England Anspruch auf den französischen Thron. Er begründete seinen Anspruch folgendermaßen: Ist es zwar gegen das Königsrecht, daß Töchter Kronen erben, so beweist das doch nicht, daß durch eine Königstochter, die eine Schwester von drei Königen und Mutter von einem ist, das Recht der Krone nicht auf ihren Sohn hinübergeleitet werden könne. Man sieht hieraus, daß damals wie heute die Engländer in der Kunst schon Meister waren, internationale Rechte und Uebereinkünfte zu ihrem eigenen Vorteil auszullegen, und wo das Aus-

legen nicht ausreichte, kurzerhand mit einer Forderung aufzutreten.

Philipp von Frankreich war natürlich weit entfernt, das Recht der Thronfolge im Sinne Eduards zu verstehen, und es fiel ihm nicht ein, seine Krone an seinen englischen Vetter abzutreten. Er schickte die Gesandten, welche die Forderung überbracht hatten, mit einem artigen Kompliment an Eduard wieder heim, und da er wußte, was jetzt kommen werde, machte er seine Armee mobil.

Die Kriegserklärung seitens des englischen Königs ließ denn auch nicht lange auf sich warten. In England wurden die Rüstungen mit Hochdruck betrieben. Um die nötigen Mittel zu erhalten, wurde das Volk unbarmherzig mit Steuern bedrückt; Eduard gab sogar die Krone und Juwelen seiner Gemahlin, der edlen Philippa, bei Londoner Juden in Pfand. Im Frühjahr 1346 hatte er eine Armee beisammen. Ungefähr setzte er dieselbe über den Kanal und belagerte und nahm die Stadt Caen. Wochenlang begnügte er sich damit, das Land zu plündern, und was ihm unter die Hände kam, zu zerstören.

Am 25. August wurde ihm gemeldet, daß Philipp von Frankreich mit der Spitze seines Heeres bei Abbeville stehe. Darauf zog er seine Truppen bei Cressy zusammen. Der Ort liegt etwa 20 Meilen nördlich von Abbeville und nicht gar weit von der Kampfesfront des heutigen Krieges in Flandern. Der Kanonendonner aus den alliierten und deutschen Linien mag da wohl deutlich vernommen werden. Als im Herbst 1914 Helb Webdigen in der Nordsee gleichsam auf einen Schlag drei englische Kriegsschiffe vernichtet hatte, kam der Name Cressy, oder Crech, plötzlich wieder allgemein in Erinnerung, denn eins der Schiffe hatte denselben geführt. Die Engländer hatten wohl ahnungslos dem Schiffe diesen Namen gegeben, um die Erinnerung an ihren Sieg an diesem Orte über die Franzosen lebendig zu erhalten.

König Eduard war nicht sehr begierig, die ihm angebotene Schlacht jetzt schon anzunehmen. Seine Armee zählte nur 30.000 Streiter, wohingegen er wußte, daß sein Gegner ihm mit mindestens 100.000 Mann gegenüber stand. Da aber ein Ausweichen nicht mehr möglich war, so stellte er sich mutvoll zum Kampfe.

„Hier wollen wir uns aufstellen,“ sagte Eduard zu seinen Leuten, „ich habe gute Ursache, gerade hier meinen Feind zu erwarten, denn ich stehe hier auf gesetzlich ererbtem Grunde, den meine Frau Mutter als ein Teil ihres Heiratsgutes erhalten hat. Und ich bin entschlossen, ihn gegen Philipp von Valois zu verteidigen.“

Das war an einem Freitag. An dem darauffolgenden Sonnabend ging er in aller Frühe daran, sein kleines Heer in einer möglichst vorteilhaften Schlachordnung aufzustellen. In der



Der Böhmerkönig Johann in vollem Waffenschmucke.

Nähe eines Waldes lag ein weit ausgedehnter Park. Den Wald als Rückenbedeckung benutzend, machte er den Park gleichsam zu seiner Zitadelle. Das ganze Gepäck, die Wagen und selbst die Pferde seiner Reifigen ließ er da hinein bringen. Dies war zwar nicht recht nach dem Geschmack seiner Edelleute, denn das kam ihnen als Demütigung vor, der König hatte aber befohlen, daß in dieser Schlacht seine Leute nur zu Fuß kämpfen sollten. Nicht einmal er selber noch sein Sohn, der Kronprinz, sollten sich eines Pferdes bedienen.

Wie weise und richtig diese Maßregel war, sollte sich bald zeigen. In der Aufstellung seines Heeres zur Schlachtordnung offenbarte Eduard überhaupt ein glänzendes Feldherrntalent, wogegen Philipp von Frankreich als ein jämmerlicher Stümper erscheint. Eduard teilte nämlich sein Heer in drei Treffen, die er hintereinander aufstellte. Das erste Treffen, 800 Gepanzerte, 2,000 Bogenschützen und außerdem noch 1,000 Fußsoldaten aus Wales zählend, war unter dem Kommando des Kronprinzen, wegen seines rabenschwarzen Haares der „Schwarze Prinz“ genannt. Unter ihm befehligten als Leutnants die Grafen von Warwick und von Oxford; außerdem noch eine Anzahl Lords, Ritter und Edelleute.

Der „Schwarze Prinz“ war noch ein Knabe im zarten Alter von 16 Jahren; er hatte aber bereits mannigfache Beweise von außerordentlicher Tapferkeit und militärischer Umsicht abgelegt. Daß er gerade das erste und naturgemäß wichtigste und schwierigste Treffen zu befehligen hatte, war von seinem Vater mit Absicht so angeordnet worden; denn der Sieg, an welchem Eduard nicht einen Augenblick zweifelte, sollte seines Sohnes persönlicher Sieg werden.

In dem zweiten Treffen hatten die Grafen von Northampton und Arrundel den Oberbefehl. Es bestand aus 800 Gepanzerten und 1,200 Bogenschützen. Das dritte Treffen, das sich direkt an den Park anlehnte und Reservekorps war, befehligte der König selber. Es war 700 Gepanzerte und 2,000 Bogenschützen stark.

Als die Aufstellung solcherweise vollzogen war, bestieg Eduard ein kleines, unscheinbares Pferdchen, und anstatt des Schwertes einen Stab aus geschältem Weidenholze zur Hand nehmend, ritt er feierlich, von zwei Marschällen begleitet, an den Bataillonen vorüber und ermahnte mit sanften, einschmeichelnden Worten die Krieger, heute seine Ehre zu schützen und seine Rechte zu verteidigen. In lautloser, entschlossener Ruhe hörten Ritter und gemeine Krieger die Worte ihres Königs an. Viele hatten vorher, wissend, daß sie einem dreimal stärkeren Feinde gegenüberstanden, verzagt werden wollen. Als sie aber die heitere Zuberficht des Königs sahen, wurden sie auch von Zuberficht und kühnem Kampfesmut ergriffen und erwarteten jetzt ungeduldig die Eröffnung der Schlacht.



Eduard, der Schwarze Prinz.
(In der Kathedrale zu Canterbury.)

Es war unterdessen 10 Uhr vor-mittags geworden. Indem sich jetzt Eduard zu seiner Division zurückzog, gab er Befehl, daß die Truppen abziehen und essen sollten. Nachher sollten sie sich wieder an die ihnen zugewiesenen Plätze begeben, die Helme abnehmen und diese wie auch die Böcher und Bogen vor sich hinlegen und sich niederlassen, damit sie zum Kampfe frisch und ausgeruht seien, wenn der Feind herankommen werde.

An demselben Samstagmorgen war auch König Philipp schon frühe auf den Beinen. Er hatte in Abbeville übernachtet. Ehe er sich zu seinem Heere begab, hörte er im Kloster St. Peter die Messe an. Schon bald nach Sonnenaufgang befanden sich seine Truppen, die vor der Stadt kampiert hatten, in Marschordnung und bewegten sich frohgemut Cressy zu. Es war im französischen Heere jedermann bekannt, wie wenig Leute König Eduard zur Verfügung hatte, und an einem leichten Siege zweifelte kaum jemand. Wie 500 Jahre später ihre Nachkommen sich den Krieg 1870 als einen Spaziergang nach Berlin dachten, so leicht nahmen sie diesen Waffengang. König Philipp ritt in so heiterer Sorglosigkeit an der Spitze seiner Truppen dahin, als ginge es zu einem fröhlichen Turnier und nicht einer mörderischen Schlacht entgegen. Man war bis auf fünf Meilen von Cressy herangekommen, und noch waren keine Anstalten getroffen, das

Heer in Schlachtformation aufmarschieren zu lassen. Erst als er von seiner Umgebung dazu gedrängt wurde, gab der König die nötigen Befehle.

Während dieselben ausgeführt wurden, gingen vier Ritter, unter denen sich auch ein Deutscher, ein Herr von Bastedberg, befand, als Aufklärungspatrouille vor. Sie ritten so nahe an die englischen Linien heran, daß man hier sehr wohl ihre Absicht erkannte. Die Engländer taten aber, als merkten sie gar nichts, und ließen die vier Ritter unbehelligt wieder zurückkehren. Als der König sie kommen sah, rief er ihnen schon von weitem zu: „Meine Herren, was gibt's Neues? Was macht mein Herr Vetter von England und seine gewaltige Armee?“

Die vier hatten aber auf ihrem Ritte ihre Augen fleißig gebraucht, und es war ihnen nicht entgangen, daß König Eduard, wenn auch ein kleines, so doch ein wohlbißzipliniertes Heer um sich hatte, und daß er demselben eine äußerst vorteilhafte Aufstellung zu geben gewußt hatte. Die Ritter zögerten lange mit der Antwort. Da nahm sich einer von ihnen, der freimütige Herr von Mohne, ein Herz, und nachdem er gewissenhaft Bericht erstattet hatte, riet er von dem Plane ab, den Feind noch an demselben Tage anzugreifen. „Sire!“ sprach er, „wenn mein wohlgemeinter Rat vor Euch etwas gilt, so laßt Ihr die Völker jetzt Bewacht beziehen. Ein großer Teil der Truppen ist noch weit zurück, und sie haben außerdem schon

weite Marsche zurückgelegt; sie sind jetzt zu einem Angriff unbrauchbar. Wenn sie herangekommen sind und während der Nacht sich ausgeruht haben, werden sie morgen ganz anders fechten als heute. Es erscheint mir daher durchaus nicht rätlich, jetzt die Schlacht zu wagen."

Der König wandte sich nun an die andern drei Ritter mit der Aufforderung, ihre Meinung abzugeben. Sie waren alle derselben Ansicht wie der Ritter von Mohné.

Philipp, der in Kriegssachen überhaupt kein eigenes Urtheil hatte, gab darauf den Befehl zum Halten und Lagern. Ein Marschall galoppierte vorwärts, ein anderer rückwärts, und jeder kommandierte: „Im Namen Gottes und des Heiligen Dionysius, die Standarten, halt!"

Die Spitze gehorchte sofort. Die Truppen aber, die noch weiter zurück waren, schienen den Befehl gegenteilig verstanden zu haben und begannen mit Macht nach vorne zu drängen. Die Spitze, die sich unterdessen schon zum Teil gelagert hatte, wurde fortgeschoben und bis in die unmittelbare Nähe der Engländer gedrängt. Kaum wurden aber die Vordersten des Feindes ansichtig, als sie von einem panischen Schrecken ergriffen wurden, zurückprallten und so die nachdrängenden Truppen in heilloser Verwirrung brachten. Auch die Führer waren in Verwirrung geraten und wußten nicht mehr, was zu kommandieren. Auf allen Straßen von Abbeville nach Creffy flutete und wogte es vorwärts und rückwärts, stellenweise knäuelten sich die Massen so zusammen, daß unzählige niedergerissen und zu Tode getreten wurden. Neue nachrückende Truppen glaubten, daß die Spitze bereits im Kampfe liege, und schrien, vorwärts drängend: „Mord, Mord den Feinden!" Das half aber nur, das Durcheinander noch heillos zu machen.

„Niemand, der nicht dabei war," schreibt der Chronist Froissard, „kann sich auch nur die geringste Vorstellung machen oder nur annähernd zutreffend richtig beschreiben, wie schrecklich an jenem Tage die Verwirrung im französischen Heere war, herbeigeführt durch die schlechte Führung."

Dazu kamen noch merkwürdige Vorgänge in der Natur, welchen in dem Aberglauben jener Zeit von Freund und Feind die allergrößte Bedeutung beigemessen wurde. Eben, als das französische Fußvolk vor den englischen Linien zurückprallen begann, kam aus dem Walde im Rücken der Engländer ein mächtiger Schwarm Raben herausgeflogen, der sich mit heiß-hungrigem Geschrei im Rücken der Franzosen verlor. Zu gleicher Zeit begannen schwere Gewitterwolken den Himmel so zu bedecken, daß es so finstern wurde wie bei einer Sonnenfinsternis. Die Finsternis wich erst, nachdem unter furchtbarem Donnern und Blitzen das Gewitter sich in einem wolkenbruchartigen Regen entladen hatte.

Am Morgen des Schlachttages waren 15,000 genuesische Armbrustschützen unter dem Herzog von Alençon zu dem französischen Heere gestoßen. Diese Truppe hatte an dem Morgen schon einen Marsch von 20 Meilen zurückgelegt, was in Ansehung des Umstandes, daß jeder Mann neben der schweren Armbrust auch sein Gepäck zu tragen gehabt hatte, schon eine anerkanntswürdige Tagesleistung war.

König Philipp war in der allgemeinen Verwirrung auch weit nach vorne gedrängt worden. Als er wahrnehmen mußte, wie seine eigenen Bogenschützen, ohne auch nur den Versuch eines Angriffs zu wagen, sich so feige zur Flucht wandten, geriet er in Zorn und Wut. „Im Namen des Heiligen Dionysius und Gottes!" schrie er seine Marschälle an, „laßt die Genuesen vorrücken und endlich die Schlacht eröffnen!"

Als dieser Befehl zu jener Truppe kam, meldeten die Un-

terführer, daß ihre Leute vollständig ermüdet und außer Stande seien, jetzt verwendet zu werden; man solle ihnen wenigstens einige Stunden Ruhe gönnen, dann würden sie wieder ihren Mann stellen. Darüber geriet ihr Kommandeur, der Herzog von Alençon, in Grimm und Wut und nannte die Genueser „Schufte und Feiglinge!"

Zu derselben Zeit ging gerade das Gewitter nieder. Die Leute wurden dadurch wohl etwas erfrischt, aber die Bogensehnen wurden durch den Regen schlaff und unbrauchbar. Trotzdem formierten sich jetzt die Genuesen und gingen zum Angriff vor.

Im englischen Heere hatte sich bisher kaum etwas gerührt. Die Armbrustschützen standen, auf ihre Bogen gelehnt, in Bereitschaft. Sie ließen die Genuesen ruhig herankommen; deren dreimaligen Schlachtruf schienen sie gar nicht zu hören. Dann aber, als die Genuesen mit ihren unbrauchbaren Bogen zu schießen begannen, kam Leben in die Reibe der Engländer. Kurze Befehle erschallten, die Bogen wurden in die Höhe gerissen, die vorderste Linie machte einen Schritt vorwärts, und ehe sich's die Feinde versahen, prasselten die Pfeile hagel dicht in ihre Reihen. Und das war ein anderes Schießen, als die Genuesen leisten konnten, denn die Engländer hatten während des Regens in Ruhe ihre Bogensehnen trocken halten können.

Durch diesen Pfeilregen wurde die Demoralisierung der Genuesen vollständig. Uebermüdet von dem langen Marsche und erbittert über den Schimpf, den ihnen der Herzog von Alençon angetan hatte, hielten sie auch nicht einen Augenblick stand. Viele warfen ihre Armbrüste weg, andere zerschnitten im Grimm ihre Bogensehnen, und die ganze Truppe wandte sich zu schimpflicher Flucht.

Auch dieses geschah unter den Augen des Königs Philipp. „Schlagt mir diese Halunken tot!" schrie er außer sich vor Wut. „Schlagt sie tot, schlägt sie tot!"

Es waren einige Regimente gepanzerter Reiter zur Unterstützung der Genuesen im Rücken derselben bereit gehalten worden. Diese wurden jetzt zum Vorgehen kommandiert. Sie gelangten auch, die zurückdrängenden, flüchtenden Genuesen niederreitend, wirklich bis an die englischen Linien, aber das Gewirre an der französischen Front war noch so groß, daß sie sich nicht entwickeln konnten. Dazu prasselte der furchtbare Pfeilregen verderbenbringend in sie hinein, so daß auch dieser Versuch, den Feind zu fassen, kläglich mißlang.

Der bisherige Gang der Schlacht hatte den Franzosen bereits furchtbare Verluste an Toten und Verwundeten gebracht, ohne daß es ihnen gelungen wäre, auch nur den geringsten Vorteil über ihre Feinde zu gewinnen. Die englischen Linien standen noch so fest und unerschüttert als am Anfang der Schlacht.

Zur Unterstützung seiner Bogenschützen hatte König Eduard keine gepanzerten Reiter aufgeboden, sondern Leute zu Fuß aus Cornwall und Wales, die mit kurzen, handlichen Schwertern ausgerüstet waren. Er hatte sie direkt hinter die Bogenschützen postiert, und wenn diese den günstigen Augenblick sahen, öffneten sie ihre Reihen und ließen die Wales-Leute hervorbringen. Diese stürzten sich dann in die Reihen der Feinde, und sich hauptsächlich die Ritter und Edelleute aussuchend, richteten sie unter ihnen Schrecken und Blutvergießen an. So schnell aber, wie sie hervorgebrochen waren, so schnell zogen sie sich dann wieder zurück.

König Philipp warf jetzt seine ganze verfügbare Reiterei in den Kampf, der nun erst recht entbrannte. Wohl begann unter dem furchtbaren Anprall die erste Linie der englischen Schlachtordnung zu wanken, aber sie erholte sich rasch wieder,

besonders da aus dem zweiten Treffen die entstehenden Lücken sofort wieder ausgefüllt wurden. Der „Schwarze Prinz“ vollbrachte dabei Wunder der Kühnheit und Tapferkeit. Abteilungen von Deutschen, Franzosen und Savoyarden war es gelungen, die Linie der Bogenschützen zu durchbrechen und sich in einem wütenden Angriff auf die Gepanzerten zu werfen. Trotz dem das ganze zweite Treffen jetzt aufgebieten wurde, war die Lage des „Schwarzen Prinzen“ doch eine so gefährliche geworden, daß die Herzöge von Stafford und Warwick es gerieten fanden, den König selber um Unterstützung anzugehen. Sie sandten einen Ritter mit dieser Meldung zu Eduard. Dieser hatte seinen Standort bei einer Windmühle auf einem Hügel, von wo aus er das ganze Schlachtfeld übersehen konnte.

„Sire!“ meldete der Ritter, „die Herzöge von Stafford und Warwick senden mich, Euch wissen zu lassen, daß das erste Treffen hart bedrängt wird. Sie bitten Euch, ihnen mit dem ganzen dritten Treffen zu Hilfe zu kommen, denn wenn die Zahl der Angreifer sich noch vermehren sollte, kann der Prinz, Euer Sohn, nicht länger gegen dieselben bestehen!“

Der König entgegnete so ruhig, als handle es sich um eine ganz geringfügige Sache: „Wie, Herr Ritter, ist etwa mein Sohn tot, oder so gefährlich verwundet, daß er sich nicht mehr wehren kann?“

„Nichts dergleichen!“ antwortete der Ritter, „Gott sei Dank! Aber er wird von solcher Uebermacht angegriffen, daß er Eures Beistandes augenblicklich bedarf!“

„Schön, Herr Thomas!“ entschied der König, „reitet zurück zu denen, die Euch gesandt haben, und sagt ihnen, daß sie sich heute, was auch immer geschehen möge, nicht mehr unterstützen sollen, um Hilfe zu mir zu schicken, noch mir sagen zu lassen, daß ich selber kommen solle; es sei denn, daß mein Sohn fällt. Sagt ihnen, daß ich ihnen befehle, den Knaben heute seine Sporen verdienen zu lassen, denn ich bin entschlossen, daß, so Gott will, der Ruhm dieses Sieges seiner und derer, die unter ihm kämpfen, sein soll!“

Der Ritter kehrte zurück und machte die Herzöge mit dem Befehl des Königs bekannt. Durch diesen kühnen Entscheid, der alsbald durch die Linien gerufen wurde, entflammte der Kampfesmut der Edelleute und gemeinen Krieger aufs neue, und in einem mächtigen Angriff wurden die eingebrungenen Feinde in kurzer Zeit wieder aus den englischen Linien hinausgeworfen.

Unter den vielen Rittern, Grafen und Fürsten in dem französischen Heere befand sich auch der blinde König Johann von Böhmen. Diesem königlichen Kaufbolbe hatte es, trotzdem er seit einigen Jahren das Augenlicht verloren, im Böhmerlande keine Ruhe gelassen, als er hörte, daß Eduard von England Frankreich mit Krieg überzogen habe. Ihm war es von Jugend auf nie wohler gewesen als im Getöse des Schlachtgetümmels; darum hatte er es nie versäumt, wo ein Fürst den andern bekriegte, mit dabei zu sein. Der schon erwähnte Geschichtschreiber Froissard, gestorben 1400, berichtet, daß auch dessen Sohn Karl, „der bereits den Titel Deutscher König geführt habe,“ in der Schlacht gewesen und mit seinem Vater erschlagen worden sei. Es ist aber von vornherein unwahrscheinlich, daß Karl überhaupt an der Schlacht Anteil genommen hat, und gefallen kann er aus dem einfachen Grunde nicht sein, da er nach 31jähriger Regierung als deutscher Kaiser erst im Jahre 1378 das Zeitliche segnete. Zur Zeit der Schlacht bei Cressy war er allerdings schon als Kaiser gewählt, und zwar von der Priester- und Papstpartei als Gegenkaiser Ludwigs des Bayern. Erst nachdem dieser auf einer Bärenjagd bei

München plötzlich gestorben war, und nachdem auch der von der bayerischen Partei erwählte Günther von Schwarzburg, wahrscheinlich an Gift, dahingerafft worden war, fand er in Deutschland allgemeine Anerkennung.

Andererseits ist es aber Tatsache, daß sein Vater, der blinde Johann, bei Cressy umkam. Froissard hebt das Ereignis in seinen „Chroniques“ besonders hervor. Als eine Anzahl französischer Ritter einen Angriff unternahm, habe er zu seinem Gefolge gesagt: „Meine Herren, Ihr seid heute alle meine Freunde und Brüder. Da mich mein Augenlicht nicht mehr leiten kann, so bitte ich Euch, daß Ihr mich in den Kampf führen wollet, daß es mir vergönnt sein möge, mit meinem guten Schwerte wenigstens einen Schlag in die Feinde zu tun!“ Die Ritter willigten ein, und um zu verhüten, ihn im Getümmel zu verlieren, banden sie ihre Pferde und das seinige mit den Zäumen aneinander. Sie ließen den König einige Schritte voraus reiten; aber in seiner ungestümen Kampfbegier riß er sein Gefolge bald mit sich in die dichtesten Reihen der Engländer, und so tapfer die Ritter den wahnwitzigen Alten auch zu schützen suchten, so waren doch bald er und sie alle bis auf den letzten Mann erschlagen. Am andern Morgen wurden ihre Leichname unter den Pferden hervorgezogen. Der „Schwarze Prinz“ selbst nahm dem toten König die Helmzier ab und setzte sie auf sein eigenes Haupt. Sie trug die Devise: „Ich dien“ und hatte drei Straußenfedern. Beides, die Inschrift und die drei Federn wurden von dem Tage an dem Wappen des Prinzen beigelegt, und das ist bis heute bei allen jeweiligen Prinzen von Wales so verblieben. Der Tag von Cressy erklärt daher, wie es kam, daß die englischen Thronfolger eine deutsche Inschrift in ihrem Wappen haben. Ob es auch noch künftig so bleiben wird, nachdem das englische Königshaus neulich in der Aenderung seines Familiennamens seine deutsche Herkunft zu verleugnen gesucht hat, wird sich nach dem Kriege offenbaren.

Die Schlacht hatte gewährt von Mittag bis zur „Vesperzeit“. Nun senkte sich die laue Augustnacht auf die blutgetränkte Walstatt. Während im Lager der Engländer Dankgottesdienste abgehalten wurden und nachher in den Zelten und bei den Lagerfeuern die Siegesgesänge erschallten, wälzten sich die Trümmer des geschlagenen französischen Heeres gen Süden.

Die Nacht war schon im Anzuge, aber noch hielt Philipp auf dem Schlachtfelde, sich hartnäckig weigernd zu glauben, daß der Tag für ihn verloren war. Er hatte jetzt nur noch 60 Getreue um sich.

Ritter Johann von Hainault faßte sich ein Herz und sprach zu dem König: „Sire, zieht Euch zurück, so lange Ihr noch eine Gelegenheit dazu habt. Wenn Ihr noch länger harret, machen Euch die Engländer sicher noch zu ihrem Gefangenen. Habt Ihr auch diese Schlacht verloren, so mag bald der Tag kommen, der durch einen Sieg Euch das Verlorene wieder bringt!“

Als aber Philipp immer noch zögerte, ergriff Hainault den Zügel des Pferdes und führte den König gewaltsam fort. In dunkler Nacht kamen sie vor den verriegelten Thoren des Schlosses La Brohes an. Der König gebot dem Vorwart, den Befehlshaber herbeizurufen. Als derselbe nach langem Warten endlich erschien und ärgerlich fragte, wie zu solcher Stunde der Nacht seine Ruhe störe, rief der König zurück: „Öffne, öffne sofort, das Glück Frankreichs ist hier!“

Als der wie aus den Wolken gefallene Befehlshaber des Königs Stimme erkannte, säumte er nicht länger, das Thor zu öffnen und die Brücke herunter zu lassen.

Philipp, der jetzt nur noch fünf Begleiter bei sich hatte, gönnte sich und den Seinen in dem Schlosse nur eine kurze Rast. Nachdem sie einige Erfrischungen eingenommen hatten, ging der Ritt um Mitternacht wieder weiter. Geführt von einem wegskundigen Manne, kamen sie, als der Tag anbrach, nach Amiens. Hier nahm Philipp vorläufig Aufenthalt, um sich von den Mühen der Nacht und der Enttäuschung des vorherigen Tages auszuruhen und zu erholen.

Der Sieg der Engländer war ein gewaltiger und vollkommener. Als am andern Tage die ausgesandten Streifwachen mit der Meldung zurückkamen, daß weit und breit kein kampffähiger Franzose mehr zu erblicken sei, ließ Eduard durch seine Marschälle die gefallenen Feinde zählen und deren Rang feststellen. Es dauerte einen ganzen Tag, bis diese Arbeit getan war. Am Abend konnten die Marschälle mit ihren Schreibern dem König berichten, daß 80 Banner und Standarten erobert worden waren; unter den Gefallenen wurden gezählt: 11 Fürsten, 1,200 Grafen, Edelleute und Ritter und 30,000 Krieger gemeinen Standes! Die Zahl der Verwundeten ist nicht angegeben. Die Genueser, die der Herzog von Mencon, des französischen Königs Bruder, am Morgen des Schlachttages so bit-

ter beschimpft hatte, erhielten die Genugthuung, daß dieser Fürst auch unter den Erschlagenen war.

Was die Verluste der Engländer angeht, so haben wir darüber keine Angaben. Wenn auch nicht annähernd so furchtbar wie die der Franzosen, so können sie doch keineswegs unbedeutend gewesen sein. Das Inselvolk hat damals schon den Brauch verfolgt, den es auch in dem gegenwärtigen Kriege beobachtet: es läßt die Welt seine eigenen Verluste nicht wissen.

Zu dem Heere Eduards hatten keine fremden Hilfsvölker gezählt, wie es bei der Armee Philipps der Fall gewesen war, dem das ganze westliche Europa Kontingente gestellt zu haben scheint. Die Engländer hatten die Schlacht allein geschlagen. Dieser Ruhm ist ihnen um so höher anzurechnen, als man das von ihnen mit Bezug auf ihre Kriege in den nachfolgenden Jahrhunderten und in der Gegenwart nicht sagen kann. So blutig und furchtbar die Schlacht bei Cressy aber auch gewesen war, so hat sie den damaligen Krieg doch keineswegs entschieden. Es ist noch viel Blut geflossen, bis endlich ein Vergleich zustande kam, laut dessen König Philipp die Krone Frankreichs behielt und Eduard nur die Erblande seiner Mutter zugesprochen wurden.

Montana — der „Treasure“-Staat.

Wer behaupten wollte, daß der ganze Staat Montana vorzügliches Farmland sei, würde dem Namen des Gebirgsstaates von vornherein unrecht tun. Nein, Montana hat viele, gewaltige Höhenzüge und trägt seinen Namen mit vollem Rechte. Gleichwohl ist aber Montana ein sehr großer Staat, der 146,997 Quadratmeilen umfaßt und an Größe nur von Texas und California übertroffen wird. Und während viele seiner Höhenzüge nicht nur reiche Schätze an edlen Metallen bergen, sondern auch herrliche Triften für die Viehzucht aufweisen, ziehen sich zwischen den Gebirgsketten weite, breite Täler hin mit überaus fruchtbarem Boden.

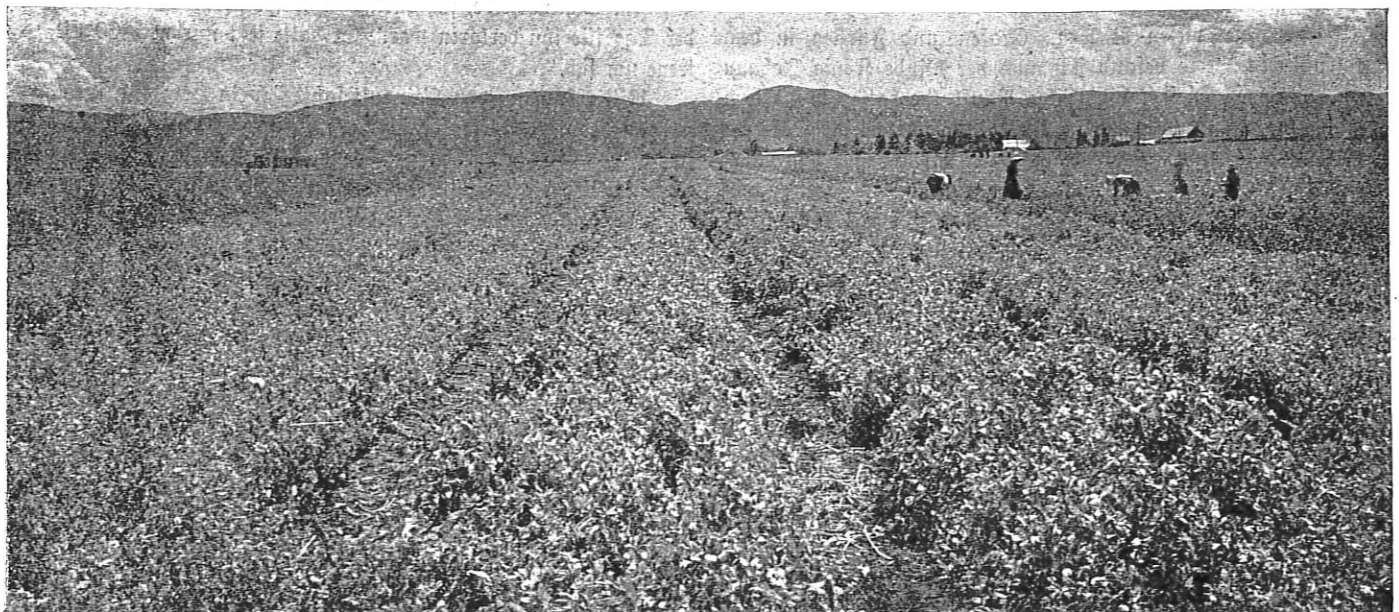
Daß in Montana noch immer viel gutes Land zu verhältnismäßig billigem Preise zu haben sein muß, lehrt schon die einfache Tatsache, daß noch immer innerhalb seiner Grenzen 10 Landämter der Vereinigten Staaten unterhalten werden: zu Billings, Bozeman, Glasgow, Great Falls, Havre, Helena, Kalispell, Lewistown, Miles City und Missoula. Sie alle tragen jedes Jahr mehrere Millionen Acres für neue Siedler ein. Der Boden ergab im Durchschnitt von 10 Jahren per Acre: an Weizen über 25 Bushels, an Hafer über 44, Gerste über 34, Roggen über 22, Kartoffeln über 149 Bu.

Der Gouverneur des Staates, S. W. Stewart, erwähnte jüngst:

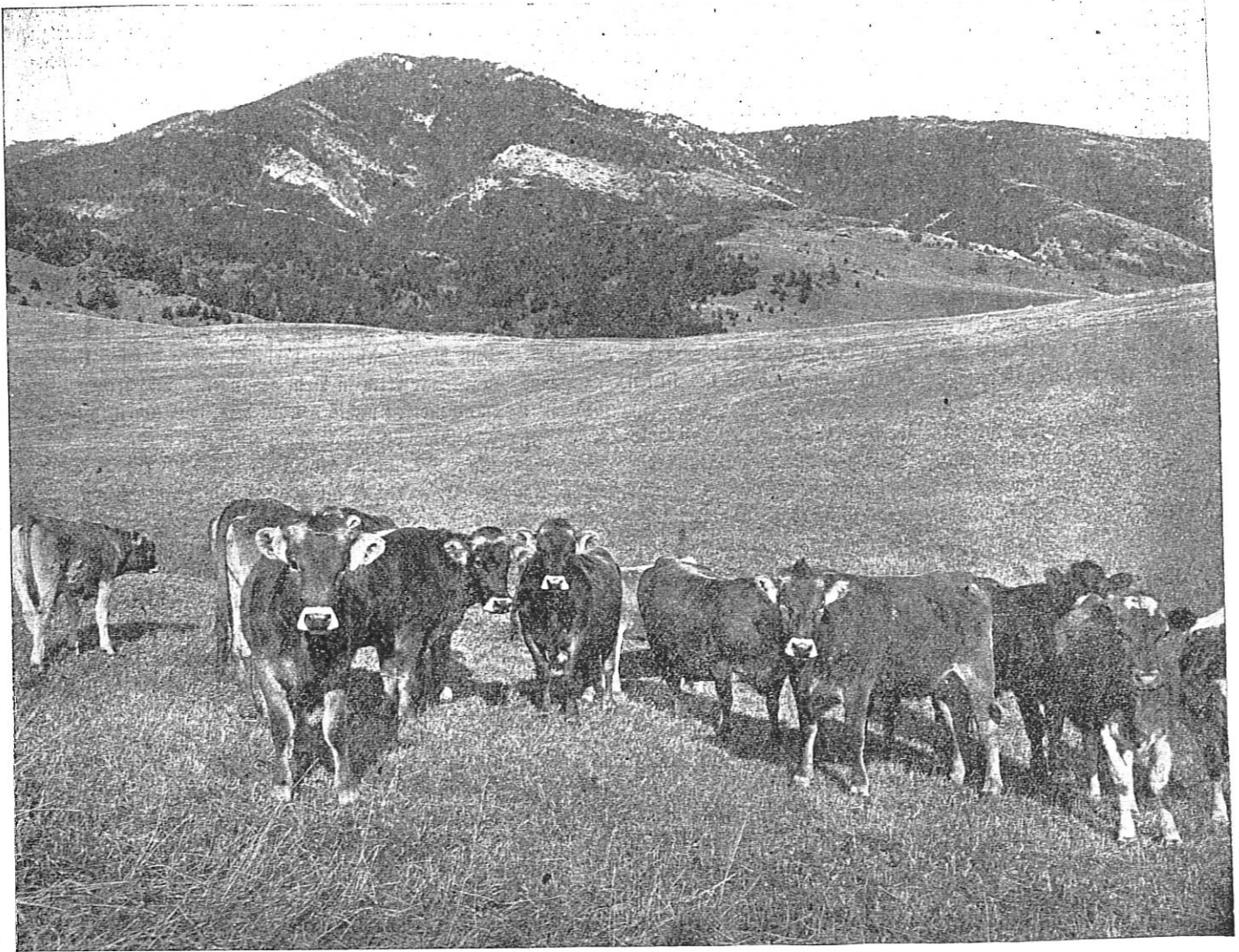
„Heute finden durchschnittlich über 18,000 Familien jedes Jahr ein neues Heim auf Montanas Boden, und etwa eine Million Acres Neuland wird jedes Frühjahr unter Pflug genommen. Die Bedeutung dieser Entwicklung ist erst recht zu würdigen, wenn man bedenkt, daß vor 10 Jahren in diesem Staate weniger als 750,000 Acres in Kultur waren. Erwägt man, daß es in Montana an hochgradigem Farmland über 30,000,000 Acres gibt, so ist ersichtlich, welch ein Raum für landwirtschaftliche Erweiterung in diesem Staate noch vorhanden ist.“

Zu verschiedener Zeit ist der junge Staat bereits „der erste“ gewesen unter allen seinen Genossen im Staatenbunde. Montana war einmal der erste unter den Staaten in der Erzeugung von Gold, dann in der Produktion von Silber, dann in Kupfer, dann in Rindern, dann in Schafen und Wolle, und heute rechnet der „Treasure State“ mit vollem Vertrauen darauf, in nicht ferner Zukunft auch noch die Kornkammer der Union zu werden.

Als der Staat in die Union aufgenommen wurde (1889), überwies die Bundesregierung ihm 5,500,000 Acres für öffentliche Zwecke. Diese Ländereien liegen in allen Counties und umfassen in jedem Township die Sektionen 16 und 36. Von einer Staats-



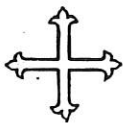
Ein reich tragendes Erbsenfeld im Staate Montana.



Rinder im schönen Gallatin Valley, Montana.

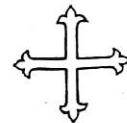
behörde (State Board of Land Commissioners) in der Staats-
hauptstadt Helena werden sie zu \$10—\$20 den Acre verkauft. Die
Taselländereien (benchlands), wie der rollende und beinahe ebene
Boden zwischen den Flüssen genannt wird, sind sehr ertragreich, und
die Täler Missoula, Flathead, Deer Lodge, Three Forks, Smith
River, Judith Basin, Harlowton, Musselshell, Gallatin, Yellowstone
u. s. w. haben alle Jahre vorzügliche Ernten. Man zählt heute
im Staate Montana 30,000 Farmen, die etwa 14,000,000 Acre
bedecken. Erbsen z. B. sind nicht eins der Haupterzeugnisse des

Staates, und doch zeigt uns das eine unserer Bilder ein überreich
geegnetes Erbsenfeld im schönen Gallatin-Tale, das seinem Besitzer
viele Säcke voll der beliebten Schotenfrucht einbrachte. Und sind
irgendwo schönere Rinder zu finden, die den Fleischvorrat Onkel
Sams mehrern helfen, als sie hier in der herrlichen Bergluft auf
saftigen Weiden gedeihen, wie unser anderes Bild uns zeigt? An
blühenden Städten und guten Märkten, reichlichem Wasserbortat,
guten Bahnen und Verkehrsmitteln ist kein Mangel, und Kirchen
und Schulen mehrern sich mit jedem Jahre.
W.



Das goldene Kreuz.

Erzählung aus dem New Yorker Stadtleben.
Für die „Abendschule“ von G. F. A r e h s c h m a r.



Der Schneidermeister Rückert wohnte mit seiner Familie in
einem der belebtesten Stadtteile New Yorks. Er war ein
Meister im eigentlichen Sinne des Worts. Die Herrenanzüge,
die er verfertigte, sahen wie angegossen. Auch eine ganze An-
zahl vornehmer Damen der Stadt zählte er zu seinen Kunden.
Er hatte sein gutes Auskommen. Sein Weib war ihm eine
fromme und getreue Gehilfin, und die Kinder, welche der liebe
Gott diesem Ehepaare geschenkt hatte, waren wohlgeraten. Die
Eltern beteten fleißig mit ihnen und unterwiesen sie in dem
Herrn; damit aber auch auf diesem Grunde weitergebaut werde,
sandten sie ihre Kinder in eine christliche Gemeindeschule, deren
es, gottlob, eine ganze Anzahl in der Stadt New York gibt.

Wohl hatten sie einen weiten Weg zu dieser Schule und waren
genötigt, die Straßenbahn zu benutzen, der Meister aber achtete
nicht der Unkosten. „Was ich an meine Kinder wende, ist das
bestangelegte Kapital,“ pflegte er zu sagen.

Seine Kinder waren nun schon größtenteils erwachsen, nur
die dreizehnjährige Anna, das Nesthätchen, war noch daheim.

Da traf Herrn Rückert ein schwerer Schlag. Der liebe
Gott nahm die treue Mutter und Gattin zu sich in den Himmel.
Das Nesthätchen, seine Anna, wurde nun der Trost und Son-
nenschein in seinem Hause. Seit dem letzten Herbst besuchte sie
neben der christlichen Schule auch den Konfirmandenunterricht.
Tag für Tag konnte man sie zur bestimmten Zeit mit dem offe-

nen Katechismus oder der Biblischen Geschichte auf dem Schoße in einer Ecke des Straßenbahnwagens sitzen sehen. Sie war eine artige Schülerin und fleißige Konfirmandin. Schnell rollte die Zeit des Unterrichtes dahin, und der Tag der Einsegnung stand vor der Tür. Herr Rückert duldete nicht, daß viel über die nötige Ausrüstung geredet wurde; er setzte sich selbst still hin und verfertigte seiner lieben Anna das weiße Konfirmationskleid, welches, ohne daß er es wußte, an geschmackvoller Einfachheit das Meisterstück seines Lebens wurde. Gerne hätte Anna einen Schmuck oder Zierat, wenn auch noch so winzig klein, gehabt, doch der Vater sagte: „Nein, das zieht die Gedanken bei der Konfirmation von der Hauptsache ab.“

Da kam kurz vor dem großen Tage ein kleines registriertes Paket mit der Post an. Es war an Anna adressiert, und der Name einer reichen Tante in Deutschland stand in der linken oberen Ecke.

Mit klopfendem Herzen öffnete sie das Schächtelchen, und mit einem lauten freudigen Aufschrei hielt sie ihrem Vater ein kleines Kreuz und Kette, beides von solidem Golde, entgegen. Der Vater sah sogleich, daß gerade die Einfachheit dem Schmucke einen seltenen Wert verlieh. Anna gewahrte, daß auf dem Kreuze, wieder in wunderbarer Kreuzform, die drei Buchstaben I. H. S. eingraviert waren.

„Was wollen diese Buchstaben sagen, Vater?“ fragte sie.

„Das will ich Dir sagen, liebes Kind,“ antwortete der Vater. „Diese Buchstaben sind die Anfänge von drei lateinischen Worten. Diese heißen: 'In Hoc Signo', und dies bedeutet in unserer Sprache: 'In diesem Zeichen wirst du siegen.' Du siehst, es ist eine gar schöne Widmung, welche Dir Deine liebe Tante mit diesem Zierate gesandt hat.“

Damit war die Sache abgeschlossen; niemand redete mehr von dem köstlichen Schmuck, und auch Anna vergaß denselben, als sie vor dem Altar stand und ihren Taufbund erneuerte. Ihre Gedanken waren dort, wo sie sein sollten.

In der nächsten Woche schrieb sie einen Dankbrief an ihre Tante in Deutschland, in welchem sie zuerst ihre herzliche Freude über das wunderschöne Geschenk zum Ausdruck brachte. Dann versprach sie der Tante, daß ihr das Kreuz stets eine Erinnerung an das heilige Konfirmationsgelübde sein solle und das Wort vom Kreuze Christi ein Leitstern auf dem Lebenswege.

Der nächste Sonntag war der Geburtstag ihrer lieben seligen Mutter. An diesem Tage warf sich schon frühmorgens der alte Meister in seinen besten Sonntagsstaat. Auch Anna zog auf den Wunsch ihres Vaters wieder ihr Konfirmationskleid an und legte den goldenen Schmuck um ihren Hals. Dann gingen Vater und Tochter andächtig zur Kirche. Singen aber konnte der alte Herr an diesem Tage nicht. Es würgte etwas in seinem Halse, daß kein Ton herauskam. Aber die Worte verfolgte er. Und als der Prediger die Kanzel bestieg, da strahlten seine in Tränen schwimmenden Augen vor Freude. Kein Wort entging ihm von der schönen Predigt. Auch Anna teilte des Vaters Gefühle.

Nach dem Gottesdienste umringten die anderen Kinder ihren alten Vater, und man traf das Uebereinkommen, sich am Nachmittage auf dem Gottesacker, am Grabe der seligen Mutter, wieder zusammenzufinden.

Der große lutherische Kirchhof, auf dem Mutter Rückert ruht, liegt in Brooklyn. Um dort hinüber zu gelangen, kann man entweder über eine der vier großen Brücken, welche den East River kreuzen, fahren, oder man läßt sich auf einem der vielen Fährboote hinübersetzen. Die Rückerts wählten diesen Weg.

Es war ein schöner, warmer Sonntag. Alt und jung strömte zu Tausenden hinaus, um sich in Gottes freier Natur zu erfreuen, die frische Luft zu atmen und den milden Sonnenschein zu genießen.

Will jemand Betrachtungen anstellen, so soll er sich einmal eine Stunde lang an einem solchen Tage an einem Fährteingange aufhalten und die Leute beobachten, die an ihm vorbeiströmen. In diesem Strome vermischt sich alle Stände- oder Altersunterschiede. Reich und arm, Kind und Greis bahnt sich seinen Weg. Dort kommt ein Ehepaar herangekehrt, dessen überflüssige Leibesfülle ihnen eine größere Last bereitet als jenem schwächtigen Elternpaare ihre sechs kleinen Kinderchen, die sich an deren Händen, Armen und Rücken festhalten, damit sie ja nicht in dem Menschenstrome verloren gehen. Hier kommt ein junges Brautpaar Arm in Arm gegangen. Die beiden Liebenden sehen und merken nichts von all dem, was um und neben ihnen vorgeht. Ihre Augen leuchten und lachen wie die liebe Frühlingssonne. Da kommt ein Greis mit Hilfe seines Stokkes herangewackelt; er hat es anscheinend sehr eilig und wichtig, denn er will auch noch mit. Doch wer ist die Schar, die hier herangestürzt kommt? Alles weicht ihr scheu aus dem Wege. Und doch sind es weder ungebildete Indianer noch blutdürstende Kannibalen. Sie sind Produkte der Großstadt, in der Volkssprache kurzweg „Rowdies“ genannt. Sie sind auf dem Wege zum Ballspiel, das beweisen ihre Ballknüppel, die sie wild in der Luft schwingen. Rücksichtslos bahnt sich die laut jubelnde Bande ihren Weg zum Fährboot.

Wohl kein Element der Stadt macht den Polizisten mehr zu schaffen als diese jugendlichen Ausbünde. Tagaus, tagein arbeiten sie in den engen Räumen der Fabriken. Aber wenn im Frühjahr die Sträucher in Saft schießen und die Bäume ausblühen, dann rotten sich diese Gefellen zusammen und ziehen hinaus auf die offenen Felder, um sich auszutoben. Dies wäre ihnen nun wohl zu gönnen, wenn sie sich in den Grenzen des Gesetzes hielten. Wohl fürchten sie nichts mehr als den Knüppel des Polizisten; doch kaum fühlen sie sich einen Augenblick sicher vor demselben, dann geht ihr gesetzwidriger Uebermut mit ihnen durch. Wild brüllend ziehen sie da wohl durch die gefüllten Straßenbahnen, reißen den Passagieren Zeitungen, Bücher u. s. w. aus den Händen, ja, es ist schon vorgekommen, daß sie den Leuten die Hüte von den Köpfen rissen und mit wildem Hohnlächeln zum Fenster hinauswarfen. Kommt dann endlich an der nächsten Station ein Polizist herangestürzt, so ist die Bande auch schon auf und davon. Gelingt es aber dem Wächter der Ordnung wirklich, einen oder mehrere der Unzüchtigen zu erwischen, und werden sie vor den Richter geführt, dann wird es diesem oft schwer, das richtige Strafmaß zu treffen. Belegt er sie mit einer Geldstrafe, so müssen die armen Eltern bluten; schickt er sie ins Gefängnis, so werden sie oft in dieser Verbrecheratmosphäre noch mehr verderben. Auch könnte doch wohl dieser oder jener die Wahrheit sagen, wenn er behauptet, sich persönlich nicht an den losen Streichen beteiligt zu haben. Der Polizist kennt alle diese Schwierigkeiten, darum verwallt er mit seinem Knüppel oft selbst das Amt des Strafrichters.

Herr Rückert und seine Anna hatten kaum das Fährboot betreten, da wurde auch schon das Signal zur Abfahrt gegeben. Die großen Schaufelräder setzten sich in Bewegung, und bald befand sich das Boot auf der Mitte des Stromes. Unsere beiden Freunde standen mitten im Gedränge. An einen Sitzplatz war nicht zu denken, kaum daß man noch einen Stehplatz fand. Gar nicht weit von ihnen stand die Gruppe der jugendlichen Ausbünde. Einer von ihnen, ein hochgewachsener Gefelle von

In der Weinlaube.

Für die „Abendstunde“ von
Paul Hansen.

In weindurchrankter Laube
Pflög' sinnend ich der Ruh':
Durchs Laub' drängt Traub' an Traube
Und winkt mir goldig zu.
Wohl manche Traub' ich pflücke,
Schon naht die Abendstund';
Ich träum' von süßem Glücke
Und mach' es niemand kund.

Das Laub wird fahl und falbe,
Fällt tot zur Erde bald;
Noch zwitschert froh die Schwalbe,
Bald ist ihr Sang verhallt.
Sturm heult dann um die Wände,
Die Laube hängt voll Eis,
Und Schnee deckt das Gelände
Wie Leichentuch so weiß.

Doch ob der Winter rase,
Der Lebensmut erschlafft:
Es blinkt im hellen Glase
Der Wein, der Traube Saft.
Der ist voll Geist und Leben,
Erwärmt Herz und Gemüt: —
So durch des Todes Weben
Sieghaft das Leben zieht.



etwa 17 Jahren, machte sich durch sein burschikoses Wesen vor allen bemerkbar. Er war anscheinend der Anführer der Bande, und doch trug er den biedereren deutschen Namen Hans Schmidt. Kaum war das Boot vom Ufer abgestoßen und eine Wasserscheide zwischen diesem und dem auf und ab gehenden Polizisten entstanden, da ging der Tumult los. Doch plötzlich verstummte das rohe Gelächter der Burschen. Ein scharfer Beobachter hätte zugleich ein unheimliches Leuchten in ihren Augen wahrnehmen können. Ein großes Schiff kam den Fluß heraufgedampft. Das Fährboot kam zum Stillstand, um den Dampfer passieren zu lassen. Was die Jungen erwarteten, traf ein. Durch die großen Wellen, welche der Dampfer verursachte, kam das kleinere Fährboot in bedenkliches Schwanken. Die dichte Menschenmenge wurde bald nach der einen, bald nach der anderen Seite geworfen. Das war der Augenblick, auf den die Strolche gewartet hatten. Mit boshaftem Gelächter warfen sie sich zwischen die erschreckten Passagiere, in der Absicht, die ganze Gesellschaft zu Fall zu bringen. Der wildeste von allen war Hans Schmidt. Er befand sich in unmittelbarer Nähe unserer beiden Freunde und hatte seine Augen vornehmlich auf die zierlich gekleidete Anna gerichtet. Als nun das Boot wieder eine große Schwankung machte, strich er dicht an dem Mädchen vorüber und riß ihr, ohne daß sie es bemerkte, in verbrecherischem Uebermuth Kreuz und Kette vom Halse. Sieben Minuten braucht das Boot gewöhnlich, um den Gast River zu kreuzen. Alles hatte sich in dieser kurzen Zeit zugetragen. Wer kann sich aber den Schrecken unserer Anna ausmalen, den sie empfand, als sie

nach Verlassen des Fährbootes gewahr wurde, daß das goldene Kreuz verschwunden war!

„Papa, Papa, mein Kreuz ist fort,“ rief sie, und ein Tränenstrom brach aus ihren Augen. Der Vater selbst stand einen Augenblick wie verblüfft stille. Doch der tausendköpfige Menschenstrom riß die beiden unwillkürlich mit sich fort.

„Das Kreuz ist Dir jedenfalls gestohlen worden,“ sagte endlich der Vater. „Es nützt nichts, daß wir stille stehen oder vielleicht zurückgehen und es suchen. Danke Gott, daß Du das Wort vom Kreuz im Herzen hast, aus dem es Dir, das gebe Gott, nie geraubt oder gestohlen werde.“

Damit war die Sache für Herrn Rückert abgemacht. Aber Anna konnte sich nicht so schnell über den Verlust hinwegsetzen. Unaufhaltsam flossen die Tränen in ihr schwarz gesäumtes Taschentuch, und als man die Geschwister beim Grabe traf, da mußte der Vater ihnen Annas Kummer erzählen, denn diese konnte vor Traurigkeit nicht reden. Doch zu ihrer Ehre sei es gesagt, daß der Schmerz nicht allzulange anhielt. Sie war eine Christin, welche Gott über alle Dinge fürchtete, liebte und vertraute. Schon nach wenigen Wochen dachte sie selten noch an den Verlust ihres goldenen Kreuzes.

Hans Schmidt war sich der Rücksichtslosigkeit seiner Tat in dem Augenblick, da er sie beging, gar nicht bewußt geworden. Aber als er nach einer Weile seine Hand aufmachte und den kostbaren Schmuck ansah, wäre er doch vor Schreck fast in den Boden gesunken, und der Gedanke beunruhigte ihn, was wohl der Polizist mit ihm tun würde, wenn er ihn abfaßte. Was sollte er

denn auch mit einem Kreuze anfangen? Gern hätte er es der Anna zurückgegeben, doch der Menschenstrom hatte diese verschlungen. Hans dachte: „Ein Glück, daß es niemand bemerkte und auch meine Kameraden es nicht gesehen haben.“ Schnell steckte er den Schatz in eine tiefe Seitentasche, gesellte sich wieder zu seinen Kumpanen, und fort ging's zum Ballspiele. Einmal noch schraf Hans zusammen, als ihnen ein Polizist entgegenkam. Bald gelangte man aber auf ein offenes Feld, welches von einer dichten Zuschauermenge umgrenzt war.

„Play ball!“ rief der „Umpire“.

Wie eine Kanonenkugel schoß der harte Ball hin und her, und doch wurde er aufgefangen, als ob er eine leichte Federkugel wäre. Ein ohrenbetäubender Lärm kam aus den Zuschauerreihen.

„Score: 3—0, two out, three on base, and Hans Schmidt to bat!“ rief der „Manager“.

Wie sich die Muskeln spannten, als Hans Schmidt das Schlagholz ergriff!

„Three balls and two strikes!“ brüllte der „Umpire“.

Jetzt war der entscheidende Moment gekommen. Wieder kam der Ball geschossen. Ein Krach! — „Fair ball!“ hieß es. Sei, wie Hansens Beine flogen! Dann aber brach der Jubel los.

„A home-run! Hurrah! hurrah for Dutch,“ hallte es in den stillen Sonntag hinein.

„Score: 3—4.“

Doch noch war das Spiel nicht beendet. Nach einer Weile hatte Hans wieder das Schlagholz in der Hand.

„Now, Dutch, another home-run!“ hieß es von allen Seiten.

„One strike! One ball!“ zählte der „Umpire“.

Da auf einmal ließ Hans das Schlagholz fallen und stürzte besinnungslos zusammen. Wo hatte er seine Augen gehabt? Der harte Ball hatte ihn direkt vor die Stirn getroffen! Bestürzt kamen die Menschen zusammengelaufen. Aber schon klang es: „Ding, dong, ding!“ Eine Ambulanz kam herangesaust. Ein Mann in schneeweißer Livree sprang heraus, hielt schnell seine Hand an die Herzgegend des Besinnungslosen, der mit Hilfe einiger Männer in den Wagen geschoben wurde, und „ding, dong, ding!“ — alles war vorüber.

„Play ball!“ brüllte die Menge, und bald hörte man wieder das Hurrafschreien, als ob nichts vorgefallen sei.

Hans Schmidt war noch besinnungslos, als die Ambulanz das Hospital erreichte. Die Ärzte schüttelten bedenklich die Köpfe. „Wahrscheinlich ein Schädelbruch,“ sagten sie.

Schnell wurde der Patient auf den Operationstisch gelegt. Da schlug er die Augen auf. Furcht und Entsetzen sprachen aus seinen Blicken.

„Oh, please, cop, don't strike me again,“ schrie er. „It was all a mistake. You gave me an awful blow. I will surely make everything allright.“ Dann verschwand wieder das Bewußtsein.

Die Ärzte schauten sich befriedigt an. „Der Schädel ist noch ganz, sonst könnte er nicht in Sähen reden, wenn es auch dummes Zeug ist, was er schwagt,“ sagten sie.

Einer meinte: „Hab' es gleich gedacht. Diese Art hat Knochen wie ein Gaul. Nur schnell ins Bett und kalte Umschläge, dann ist er in ein paar Stunden wieder hergestellt.“

Doch so leichten Kaufs sollte der jugendliche Tunichtgut diesmal nicht davontkommen. Ein heftiges Gehirnfieber setzte ein, und wochenlang schwebte er zwischen Leben und Tod. Endlich war die Krisis überstanden. Doch noch immer jagten die Gedanken in seinem erschütterten Gehirn wild umher.

Eines Tages trat ein hoher, schwarzgekleideter Herr in das Krankenzimmer, in welchem neben Hans Schmidt noch eine ganze Reihe anderer Kranker lag. Es war der lutherische Stadtmissonar. Er war gekommen, um einem schwerkranken Manne die himmlische Medizin zu bringen. Sobald aber Hans dieses ernststen Mannes ansichtig wurde, dachte er nicht anders, als daß es ein Polizist sei, der ihn suche. Schnell zog er darum die Bettdecke über seinen Kopf und horchte gespannt auf das, was der Mann sagen würde. Er brauchte nicht lange zu warten. Bald hörte er eine tiefe Bassstimme, wie diese in feierlichem Tone redete. Aber obgleich Schmidt der deutschen Sprache ebenso mächtig war wie der englischen, so war ihm doch der Sinn der Rede unverständlich. Auf einmal aber zuckte er erschreckt zusammen. Der Missionar betete den Spruch: „Denn das Wort vom Kreuz ist eine Torheit denen, die verloren werden; uns aber, die wir selig werden, ist es eine Gotteskraft.“ Dann verließ der Missionar das Zimmer so still, wie er gekommen war. Erleichtert atmete Schmidt auf. Am nächsten Tage kam der ernste Mann wieder. Mit ängstlichen Blicken folgte unser Patient demselben und lauschte abermals gespannt auf die ihm unverständlichen Worte. Doch wieder erschreckte ihn das ihm unverständlichen Worte. Der Missionar den Vers betete: „Des Christen Herz auf Rosen geht, wenn's mitten unterm Kreuze steht.“ „Das ist ein Detektiv,“ dachte Schmidt. Als aber der Missionar sich zum Gehen wandte, rief er: „Sah, Mister, komm doch einmal her!“

Als der Missionar näher kam, fragte er leise: „Sah, Mister, hat der Mann dort, mit dem Du immer redest, ein Kreuz gestohlen?“

Der Missionar, der sich niemandem aufdrängte, aber sich jedesmal freute, wenn ihn jemand anredete, sagte leise, indem er die verwirrten Augen des Kranken bemerkte: „Lieber Freund, darf ich Dir das nächste Mal, wenn ich komme, die Geschichte vom Kreuz erzählen?“

Obgleich Hans seiner Sinne nicht mächtig war, so fühlte er doch, daß er nie in seinem Leben so freundlich angedeutet worden war. „Von dem Manne habe ich nichts zu fürchten,“ dachte er, darum antwortete er: „Ja, bitte, erzähle mir die Geschichte.“

Nach einigen Tagen kam der Missionar wieder in die Krankenstube. Nachdem er mit seinem Christen geredet und gebetet hatte, nahte er sich dem Bette, in welchem Hans Schmidt lag.

„Guten Tag, lieber Freund! Wie geht es Dir heute?“ redete er ihn freundlich an. Der Kranke schaute sich verwundert um. „Du wünschtest doch, daß ich Dir die Geschichte vom Kreuz erzähle?“ fragte der Missionar.

„Ja, ja,“ sagte Hans, „aber Du darfst mich nicht schlagen, wie es der andere ‚Cop‘ getan hat.“ Er hielt den Missionar immer noch für einen Gesetzeswächter.

„Gut,“ sagte der geistliche Herr, „aber nun mußt Du mir erst einige Fragen beantworten.“

Als der Patient zustimmend nickte, fragte der Missionar: „In welche Kirche gehst Du?“

„In gar keine,“ war die Antwort.

„Kannst Du beten?“

„Nein!“

„Weißt Du, daß es einen allmächtigen Gott gibt, der Himmel und Erde regiert?“

„Ja,“ sagte Hans schnell, „ich glaube, das weiß ich. Ist das nicht der ‚Police Captain‘?“

„Junger Mann,“ rief der Missionar, „hast Du nie in Deinem Leben etwas von dem lieben Bibelbuche gehört?“

Aus den Blicken des Kranken las der Pastor, daß dieser

nicht wußte, wovon er redete. Ist es möglich, dachte er bei sich selbst, daß es in unserm „christlichen“ Lande Menschen gibt, welche in Nacht und Finsternis des Heidentums versunken sind? Doch dieser Gedanke schwellte in ihm die Kampfesadern. Er warf sich in seinen Harnisch der Rüstung Gottes und sprach im Herzen: „Mit Hilfe des Allmächtigen soll diese Seele gerettet werden!“

„Wie heißt Du, und wo wohnst Du?“ wandte er sich fragend wieder an den Kranken.

Sein Wohnort war die untere Stadt New York, in der Nähe des East River. Dieser Stadtteil birgt auf weniger als zwei Quadratmeilen Flächenraum über 600,000 Menschen. Es ist der dichtbevölkerteste Fleck der ganzen Erde. Vornehmlich sind es eingewanderte Juden, die hier wohnen. Ein jüdischer Tempel nach dem andern wird hier erbaut, während der christlichen Kirchen von Jahr zu Jahr weniger werden. „Uptown!“ heißt bei diesen die Parole. Wenn man dies in Betracht zieht, dann darf es einen nicht wundern, hier neben Christen und Juden auch Sprossen des krassesten Heidentums zu finden. Hans Schmidts Vater war Feuermann auf einem Boston-Boote. Seine Mutter war längst gestorben. Tagsüber trieb sich der Junge, wenn er nicht in der Schule war, auf der Straße umher. Nachts schlief er bei einer Familie von acht Gliedern in einer Wohnung, die nur zwei Zimmer hatte.

„Höre einmal zu, Hans Schmidt,“ begann der Missionar, „ich habe versprochen, Dir zu erzählen, warum ich zu jenem Manne dort stets von einem Kreuze rede.“

Gespannt schaute der Kranke den Geistlichen an. Dieser begann nun seine Erzählung nicht zunächst mit dem Kreuzestode Christi, sondern ging zu Werke, wie es etwa die Missionare im fernen Indien bei den Heiden tun. An Hand der Heiligen Schrift redete er zuerst von dem allmächtigen, allgegenwärtigen, allwissenden und heiligen Gott. Dann erklärte er, was Sünde ist, zeigte die Strafe der Sünde und endlich die Rettung durch den Heiland. Auf diese lange, Tage und Wochen dauernde Arbeit, wollen wir nicht näher eingehen. Der liebe Gott selbst tat diesem armen Heiden das Herz auf, daß sein Wort Eingang fand. Er wurde ein reumütiger Sünder und gläubiger Christ.

Eines Tages, als der Missionar wieder zu dem Kranken kam und wie immer mit glänzenden Augen empfangen wurde, griff dieser unter sein Kopfkissen und zog das goldene Kreuz mit der Kette hervor.

„Ei, wie köstlich!“ rief der Missionar und betrachtete aufmerksam den Schmuck. „Sieh, diese Buchstaben bedeuten: „In diesem Zeichen wirst Du siegen.““

Hans Schmidt war aber, ohne daß es der Missionar anfangs bemerkte, ganz rot im Gesichte geworden. „Weißt Du auch, Herr Pastor,“ begann er, „wie ich zu diesem Schmuck gekommen bin?“ Und nun berichtete er, wie er denselben in frevelnder Weise einem Mädchen vom Halse gerissen habe, und wie ihn dafür ein Polizist mit dem Knüttel ganz furchtbar auf den Kopf geschlagen habe.

„Lieber Freund,“ ergriff der Missionar das Wort, „Du bist im Irrtum. Nicht der Polizist hat Dich geschlagen, sondern ein Ball ist gegen Deine Stirn geflogen. Gott selbst aber ist es gewesen, der Dich durch diesen Unglücksfall zur Buße rufen wollte!“

Schmidt schaute verwundert auf und sagte: „Ja, dies weiß ich, aber das andere kann ich nicht verstehen! Doch was soll ich jetzt mit diesem Kreuze tun?“

„Bitte vor allen Dingen Gott, daß er Dir auch diese

schwere Sünde um Christi willen vergebe, und sodann versuche, durch Zurückgabe an die rechtmäßige Eigentümerin den Schaden wieder einigermaßen gut zu machen.“

Am nächsten Tage empfing Hans Schmidt den Missionar ganz traurig und besorgt und erzählte: „Der Arzt hat befohlen, daß ich morgen das Hospital verlassen soll.“

„Ei, das ist ja herrlich,“ erwiderte der Geistliche, „ich werde zur Zeit hier sein.“

Zur bestimmten Stunde war der Missionar an Ort und Stelle und begleitete den Jüngling zu einem lutherischen Pastor des unteren Stadtteils. Diesem erzählte er die Geschichte von der wunderbaren Rettung des Jünglings und empfahl ihn seiner Obhut.

Noch war der Jüngling nicht in die sichtbare Gemeinschaft der Kinder Gottes aufgenommen worden. Vor allem sehnte er sich nach der heiligen Taufe. Nach langem Unterricht und fleißigem Studium der Heiligen Schrift und des Katechismus war er endlich in der Erkenntnis so weit vorgeschritten, daß er an einem Sonntage getauft und konfirmiert werden konnte. Lange vorher aber, ehe dieses sich zutrug, hatte er in viele Zeitungen der Stadt eine Anzeige rücken lassen, besagend, daß die Person, der ein goldenes Kreuz mit den Buchstaben I. H. S. abhanden gekommen sei, Kreuz und Kette an dem bestimmten Orte abholen könne. Auch sah man an jedem Sonntagnachmittag einen bleichen, ernsten Jüngling an einem gewissen Fährreineingange stehen und mit scharfen Augen die Leute mustern, die hier aus und ein gingen. Doch alle Bemühungen unsers Freundes blieben erfolglos. Niemand meldete sich, sein Eigentum abzuholen.

Hans Schmidt konnte vor seiner Bekehrung infolge seines jugendlichen Leichtsinnes auf keiner Stelle als Arbeiter lange aushalten. Kaum hatte er eine Anstellung bekommen, da erhielt er auch schon wieder den Lauspaß. Jetzt war es auf einmal ganz anders geworden. Durch Vermittlung des Pastors, der ihn im Taufunterricht hatte und dessen Gemeindeglied er später wurde, bekam er eine lohnende Beschäftigung, und mehrere Jahre lang hielt er treu in derselben aus. Aber immer noch hatte er das goldene Kreuz in seinem Besitze. Er hütete es wie seinen Augapfel. Würde er die Eigentümerin doch noch einmal wiederfinden? Die lieblichen Züge des jungen Mädchens, die er freilich nur vorübergehend an jenem verhängnisvollen Sonntag gesehen, hatten sich unauslöschlich seinem Gedächtnis eingeprägt. Sie wurden ihm mehr und mehr zu einem reizenden Herzensbilde. Immer heißer wurde in ihm das Verlangen, die Eigentümerin des Kreuzes aufzufinden. Doch in seiner jetzigen Berufsstellung war er gezwungen, ein sehr abgeschlossenes Dasein zu führen. Nur Sonntags in der Kirche und ein- oder zweimal wöchentlich abends in den kirchlichen Vereinen hatte er Gelegenheit, unter Leute zu kommen. Zweifelsnd fragte er sich, ob er unter diesen Umständen die Eigentümerin des goldenen Kreuzes wohl je wieder finden werde. Daß er sie augenblicklich wiedererkennen würde, obgleich jetzt schon mehrere Jahre vergangen waren, daran zweifelte er aber nicht im geringsten.

Da kam ihm eines Tages der Gedanke: „Wie, wenn du einen Beruf ergreifen würdest, der dich mehr unter die Leute bringt?“ Kein anderer Beruf schien ihm dazu besser geeignet als der eines Polizisten. Ei ja, Polizist wollte er werden! Ehe er aber die ersten Schritte zu diesem wichtigen Vorhaben tat, besprach er sich mit seinem Seelsorger darüber, ohne ihm jedoch den eigentlichen Grund zu nennen. (Schluß folgt.)